
32101 073803361




VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



nol

Der letzte Pascha von Ofen

Historischer Roman von

Mor
~~Maurus~~ Jókai 1825-1904

= Vierte Auflage =



Verlag von
Heinrich Minden
Dresden u. Leipzig.

Preis Mk. 3,–

Der letzte Pascha von Ofen



Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig

Maurus Jókai

Ein Frauenhaar Historischer Roman. III. Aufl.

Der Piratenkönig Historische Novelle. II. Aufl.

Der letzte Pascha von Ofen

Historischer Roman

von

~~Maurus~~ Mór Jókai.

Einzig berechtigte Übersetzung

von

Ludwig Wechsler.

Inhalt: Der letzte Pascha von Ofen. — Bolivar.

Dritte Auflage



Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden


Digitized by Google

Der

letzte Pascha von Ofen



Ungarische Nation, nimm sie dir zu Herzen die Geschichte, die ich dir jetzt erzählen werde.

Vieles hast du gegen dich selbst gesündigt, vieles aber auch gebüßt.

Du suchtest die Gefahr und fandest sie; du warfst das gute Glück von dir und fandest es nimmer.

Die Macht war dir zur Last, die dir König Matthias hinterlassen, und du vermochtest es kaum zu erwarten, sie in kleine Stücke zu zersplittern, damit sich viele Menschen in dieselbe teilen, sie aber niemand besitzen sollte.

Als die Feinde, die sich zu deinem Untergange verschworen hatten, an deine Grenze kamen,



zetteltest du einen Bürgerkrieg an und verblutetest dich an demselben.

Als der Tag der Entscheidung gekommen war, fand er dich unvorbereitet, das Wehgeschrei weckte dich erst aus dem Schlafe. Eine so mächtige Nation wie du erschien mit einer Handvoll Streiter vor dem gerüsteten Feinde — sie fielen, wurden vernichtet. Ruhmreiches Angedenken ihren traurigen Grabhügeln! Die sie überlebten, mochten sie um die Ruhe des Todes beneiden.

Der freie magyarische Barbar lernte sich dem Kommandoworte beugen; er leistete Tribut in ungezähltem Gelde, küßte den Knechten gnädiger Herren Hände und Füße und nannte die wohlgeborne Herren, die ihn mit den Füßen traten.

Seine Festungen sah er nacheinander in Feindeshand fallen, sah auf seinen Kirchtürmen den Halbmond erscheinen und lernte türkisch und tartarisch, damit man ihn verstehe, wenn er Klage zu führen hatte.



Sein schönes großes Land zerschnitten sie in zwei Stücke: eines gehörte zu dem römischen Reiche, das andere ward türkisches Gebiet; das schöne Wappen seiner Vorfahren mit den vier silbernen Flüssen war nach zwei Seiten zerrissen: ein Fluß war hierher, der andere dorthin gerissen worden — dem Ungarn blieb bloß das blutige Feld in der Mitte.

Ein starker, mächtiger Feind hatte ihm den eisernen Fuß auf den Nacken gesetzt; ein Feind, der sich selbst rühmte, daß, „wen er erfaßt, den erfaßt er mit drei Händen!“ (nämlich mit seinen europäischen, asiatischen und afrikanischen Heeren). Und jede Hand an und für sich war viel zu stark, als daß sich ein in Ketten gelegter Sklave aus derselben befreien könnte.

Und siehe! Der Riese mit den drei Händen liegt jetzt auf dem Siechbette: die Zeiten haben einen kranken Mann aus ihm gemacht, böse Geschwüre plagen seine Extremitäten, einzelne

unheilbare Teile schneiden seine weisen Ärzte von ihm, halten Konsilium und streiten — über die Zahl der Tage, die er noch zu leben hat.

Du aber, ungarische Nation, du lebst und bist an Leib und Seele gesünder denn jemals. Du schreitest langsam, aber stetig und sicher vorwärts; — du hassest dich selbst nicht mehr, und dies ist ein großer Gewinn; — du lerntest mit mächtigeren Waffen erobern, als Feuer und Schwert sind; — und selbst jene, die dich nicht lieben wollen, lernen dich schätzen.

Erhebe dein Herz.

Deine Vergangenheit war eine solche, wie du sie verdientest, und deine Zukunft wird eine solche sein, wie du sie verdienst.

Blicke in diese Blätter der Geschichte und bedenke sodann, was du gewesen? was du bist? und was du sein wirst? . . . . .

* * *

Im Frühlinge des Jahres tausendsechshundertfünfundachtzig waren es gerade hundertvierundvierzig Jahre, daß Sultan Suleiman Ofen, die Hauptstadt Ungarns, eroberte. Seitdem hatte die Stadt sechs Belagerungen ausgehalten, die Namen von achtzig osmanischen Statthaltern gekannt und war der Ehre teilhaftig geworden, von den türkischen Geschichtsschreibern dem Range nach als die zehnte Stadt unter den Städten des osmanischen Reiches angeführt zu werden. Die drei ersten waren die drei Residenzstädte des Sultans: Stambul, Adrianopel und Brussa, dann die drei heiligen Städte: Mekka, Medina und Jerusalem, sodann Kairo, die Unvergleichliche; Damaskus, die Paradiesesduftige; Bagdad, die Heimat des Heils, und endlich Ofen, das Bollwerk des Islams in Europa, das Schloß und der Schlüssel des Osmanenreiches.

Schon das Äußere der Stadt deutet eher

darauf hin, daß dies die Grenzfeste des türkischen Reiches, als daß es Ungarns einstmalige Hauptstadt sei.

Die Teile der nach fünf Richtungen gebauten Stadt werden durch Steinmauern und Schutzplanken von einander geschieden; zwischen den engen, schmutzigen Gassen der Judenstadt erhebt sich die türkische Moschee mit ihren weißen Minarets; am Donauufer steht ein massiver Pulverturm, von welchem ein gemauerter, gedeckter Gang in die Festung hinaufführt; außer dem achteckigen Turme der Marienkirche spiegeln sich noch die Türme von sechs Moscheen in der Donau, und auf den kleinen Türmchen der Festungsmauern glänzen überall goldene Halbmonde. Das Rondell des Festungswinkels nimmt ein mächtiges Gebäude ein, es ist das Munitionslager, in dessen Kellern sich die Pulvervorräte befinden.

Der Palast des Königs Matthias steht noch,



doch ist derselbe infolge des sechsmaligen Sturmes und der Lässigkeit der türkischen Statthalter verfallen. Hier wird bloß für die äußeren Schanzen Sorge getragen. Die Mauern des alten Gebäudes befinden sich noch in demselben Zustande, in welchen sie die einschlagenden Kanonenkugeln versetzten; mehrere Tore sind bereits zur Hälfte von den herabfallenden Mauermassen verschüttet; die Verzierungen sind beschädigt, und zwischen dem Blätterwerke und den Ranken der Wandreliefs sieht man noch hier und dort das ruhmreiche Wappen: den Raben mit dem Ringe im Schnabel, und darunter flattern die Pferdeschwänze der Paschas.

Beim ersten Einzuge ließ einer der vielen Statthalter den Bau einer prächtigen Vorhalle in orientalischem Geschmacke beginnen; im Laufe der Begebenheiten aber ward der Pascha enthauptet und das begonnene Bauwerk unterbrochen; die Marmorstöcke der Türen und Fenster

sind mit den Wänden nicht einmal vereinigt, sondern dienen in diesem Zustande als Durchgänge.

Der prächtige Empfangssaal des ruhmreichsten Königs dient jetzt als Wachtzimmer der Tschaï's; in die schönen Fresko-Gemälde, die die Gestalten der Haupttugenden: Weisheit, Mäßigkeit, Mut, Glaube, Hoffnung und Kraft darstellen, sind Nägel eingeschlagen, auf welche die türkischen Soldaten ihre Tornister und Burnusse hängen. Im Gesimse eines Fensters ist mit einer Messerspitze der Name: Isabella Regina eingeritzt, welchen die Pantoffeln der daraufhockenden Osmanen noch nicht gänzlich hatten abwetzen können.

Der Saal, in den man von hier tritt, ist der größte in der Festung, er mißt in der Länge 44, in der Breite 18 Schritte: es ist der einstmalige Thronsaal. Der Plafond ist mit den Zeichen des Tierkreises bemalt, im Hintergrunde sieht man die auf vier Säulen ruhende

gewölbte Vertiefung, unter welcher einstmals der Thron gestanden.

Auf der gewölbten Decke der Thronvertiefung ist das Himmelsgezelte in Ultramarinfarbe samt den Sternen in jener Stellung dargestellt, welche sie zur der Stunde innehatten, da König Matthias geboren wurde, während sich der lateinische Spruch ringsumherzieht:

„Aspice MATHIAE micuit quo tempore REGIS Natalis Coeli, qualis utroque fuit.“

An der Decke der gegenüberliegenden Vertiefung ist eine ähnliche Darstellung des Himmels, nur mit einer anderen Konstellation der Sterne zu sehen, welche die Stunde anzeigen, da Wladislaus den Thron bestieg. Beide Darstellungen sind von Rauch geschwärzt, denn hier pflegt viel geraucht zu werden, kaum ist noch die ursprüngliche Farbe zu erkennen, und die kleinen Sternchen und mythologischen Gestalten sind kreuz und quer mit Sprüchen aus dem Koran und roten oder



goldenen arabischen Lettern beschrieben, welche die verschiedenen Paschas dort anbringen ließen.

Dieser Saal ist bei Tage das Rauchzimmer des Pascha von Ofen, und hier sitzt er auch in den warmen Nachmittagsstunden auf einem niedrigen Diwan in Gesellschaft seiner zwei Gäste: des Großmufti von Jerusalem Mehemed Ihanzáde und eines jungen Kuruzenanführers,*) namens Franz Petneházy.

Abdurrahman, oder wie er abgekürzt genannt zu werden pflegte, Abdi Pascha, ist der Typus eines Türken: ein längliches gebräuntes Gesicht mit einem langen schwarzen Barte, kalt und ruhig blickende Augen, die einen eisernen, leidenschaftslosen Ausdruck haben. Der in das einfache härene Gewand der Derwische gekleidete Imam ist einer der durch den zweiten Suleiman

*) „Kuruzen" wurden die Soldaten Rákoczy's genannt; gewöhnlich bedeutet das Wort: Mißvergnügte. Anm. d. Übers.



so erbittert verfolgten türkischen mystischen Dichter; sein Gesicht scheint nur aus Runzeln zu bestehen, die Augen liegen unter verwachsenen Brauen tief in ihren Höhlen, sein Bart ist wirr und weiß, und nur einzelne glänzend schwarze Haare schimmern auffallend dazwischen hervor. Der Kuruzenführer ist eine stolze Gestalt mit leichtlebigem Gesichtsausdrucke und einem kurz geschnittenen Schnurrbarte, was von Tököli eingeführt wurde und was seinem rotbraunen Gesichte gut steht; seine kastanienbraunen Haarlocken sind an der Stirne und an den beiden Schläfen in dreifache Wulste gewickelt, wie es die Kuruzen damals den Allongeperücken zum Trotze trugen.

Diese drei Männer sind durch eine sonderbare Unterhaltung in Anspruch genommen.

Auf dem Teppiche vor dem Diwan steht eine große, mit irgend einer weißen Flüssigkeit gefüllte Glaskugel, die oben eine kleine Öffnung hat. Der Imam kniet vor der Kugel und läßt



aus einer in der Hand gehaltenen Phiole von Zeit zu Zeit einen gelben, dicken, zähen Saft in die Flüssigkeit der Glaskugel tropfen. Der Tropfen wird plötzlich grün, je mehr er sich indessen dem Boden der Kugel nähert, je mehr Farben nimmt er an, geht ins Blaue über, ins Dunkellilafarbene, bis er, endlich am Grunde angekommen, ganz rot wird, gleich einer Wolke dort schweben bleibt und dabei die verschiedensten und sonderbarsten Gestaltungen annimmt. Bald bildet er zusammengeballte Rauchwolken, aus welchen sich vieltürmige Städte erheben, bald zerstiebt er in wirbelnde Atome, wie wenn zersprengte Kriegsheere zusammenstoßen würden, und aus dem wirren Chaos gleiten rote Kügelchen rascher und rascher in die Tiefe: vielleicht vor der Zeit von den Schultern getrennte Köpfe? Dann bilden sich wieder schöne grüne Haine, dunkelgrüne Wälder von schwankenden Palmenstämmen, orientalische Ebenen mit bunten Zelten, gleich einem wirk-



lichen Lager. — Aus all' diesen Gebilden prophezeien nun die Sachverständigen die Zukunft. Dies bildete auch die Lieblingsbeschäftigung Sultan Suleiman II.; seitdem der Serailgünstling jedoch Shilihdar Aga geworden, sind die Kabbalisten aus dem Serail verwiesen. Auf diesem Wege hatte man den Sultan so manche Wahrheit sagen können, in den letzten Jahren war es für ihn aber besser, nicht zu wissen, was die Zukunft bringt.

Es war das erste Mal, daß Petneházy an diesen Mysterien teilnahm. Als ein Mann reformierten Glaubens, der Schulen besucht hatte, sah er das Ganze für nichts weiter, als für einen amüsanten chemischen Scherz an, und bemühte sich auch garnicht sonderlich, diese Überzeugung zu verhehlen. Ihm war vieles erlaubt, denn als tapferer Kuruze war er bei den türkischen Herren sehr beliebt, ja, Abdi gab sich sogar der Hoffnung hin, ihn noch zu seinem Schwiegersohne



machen zu können. Der junge Mann liebte Telli, die einzige Tochter Abdi's, leidenschaftlich, und der Pascha wußte und billigte es, denn vor einem klugen und tapferen Menschen liegt eine glänzende Zukunft.

Ihanzáde schaute mit der Aufmerksamkeit des Sehers die sich in der Flüssigkeit der Glaskugel verbreitenden Zaubergebilde und weissagte aus denselben mit unerschütterlichem Ernste.

„Abdi, siehst Du diesen gelben Kreis? Es sind die Schanzen der Ofener Burg; ringsumher drängen sich blaue Wolken von allen Seiten gegen dieselben, dies sind die Heerscharen der Christen, die zu einem Sturme heranziehen.“

„Sie können den gelben Kreis aber nicht durchbrechen.“

„Siebenmal werden sie zurückgeschlagen, — doch blicke jetzt hin: ein roter Streifen entsteht gleich einer langen Schlange zwischen den blauen Wolken, welcher in den gelben Kreis eindringt.“

„Der Kopf reißt aber ab, und das Übrige schrumpft zusammen.“

„Jetzt vereint er sich wieder mit seinem Kopfe und bricht hindurch, der ganze Kreis wird flammenrot, alle Perlen steigen in die Tiefe, in die Höhe keine einzige. Du wirst sehen, Abdi, daß Du noch in diesem Jahre Ofen verlierst, daß sich niemand wird retten können und Du der letzte Pascha in Ofen sein wirst.“

Abdi zuckte mit keiner Wimper bei diesen Worten.

„Werde ich aber nach tapferem Kampfe fallen?“

Mit gefurchter Stirne blickte Ihanzáde in die Glaskugel.

„Jener flimmernde Stern, der am längsten in dem Knäuel der roten Wolke wirbelt, bist Du. Er zerstiebt nur langsam; jetzt gleitet ein lichter blauer Tropfen rasch in die Tiefe: das warst Du.“

Langsam nickte Abdi mit dem Kopfe; er billigte die Erklärung.

Petneházy mußte bei dem Anblicke lächeln, da zwei ernste Männer von angesehener Stellung über eine solche Spielerei sich so ernsthaft unterhielten. Er sagte zu Ihanzáde:

„Wo bin ich denn, Imam? suche mich, vielleicht findest Du auch mich.“

Der Derwisch deutete mit seinem trockenen dürren Finger auf die Kugel.

„Du bist der Kopf jener roten Schlange; Du wirst der Erste sein, der die Ofener Schanzen erstürmt und die ungarische Fahne auf denselben aufhißt.“

Jetzt riß sich der Kopf zum zweiten Male von der Schlange los und fiel wirbelnd aus der Zaubergruppe in die Tiefe. Rasch rüttelte Ihanzáde die Glaskugel, worauf ein grauer Nebel das Ganze einhüllte, so daß keinerlei Formen mehr zu erkennen waren.

„Allahs Wille geschehe“, sprach Abdi ohne Erregung.

„So wird es sein,“ antwortete Ihanzáde, und damit ergriff er die Kugel, barg sie unter seinem Mantel, und in seine Pantoffel schlüpfend verließ er das Gemach.

Petneházy konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen, als sie allein geblieben waren.

„Vater Mehemed scheint nicht ganz bei Sinnen zu sein.“

„Auf diesen Leuten ruht Gottes Geist, mein Sohn,“ antwortete Abdi; und dieses Geistes soll nicht gespottet werden.“

„Du glaubst doch nicht daran, was er da prophezeite?“

Nach einer langen Pause antwortete Abdi:

„Er weissagte mir in der Tat den Fall von Stuhlweißenburg gleichwie die Niederlage vor Wien und prophezeite ein Jahr früher, daß man Sultan Ibrahim vom Throne stürzen werde. In



Stambul, wo sich die Leute in Sonnenschein baden, zittern die Großherren vor ihm, aus diesem Grunde mußte er auch der Stadt den Rücken kehren und darf Ofen nicht verlassen."

„Wenn Du aber alles glaubst, was er sagte, so mußt Du mich ja sofort enthaupten lassen, da ich seinem Ausspruche gemäß der Erste auf den Mauern der Ofner Burg sein werde."

Abdi Pascha erwiderte ruhig:

„Gottes Hand soll niemand vorgreifen. Wenn Du der Erste sein wirst, so wirst Du es sein; wird es ein anderer sein, so wird's ein anderer sein; — was geschrieben steht, wird nicht ausgelöscht."

„Wenn Du mich jetzt aber in Ketten legen ließest, so würde doch Mehemeds Prophezeiung bedeutungslos werden?"

„Sie würde doch in Erfüllung gehen. Ich aber werde Dir kein Haar krümmen, sondern Dich als meinen leiblichen Sohn ansehen, dem

ich die Bewachung meines Kopfes anvertraue, wenn ich schlafe."

Petneházy drückte warm die ihm entgegengestreckte Hand und beschloß, dem Derwisch sofort nachzueilen, um ihn darüber zur Rede zu stellen, woher er diese sinnlosen Weissagungen nehme, die soweit von der Möglichkeit des Erfüllens entfernt sind, wie der Himmel von der Erde.

Es litt Petneházy nicht länger bei Abdi Pascha; sein unruhiges, erregbares Gemüt drängte ihn Ihanzáde aufzusuchen, der in der Kirche am Georgsplatze seine Wohnung hatte. Diese mit kostbarem Marmor ausgelegte Kirche war nämlich zu einer türkischen Moschee umgestaltet worden. In der Sakristei wohnte der Imam, und die hinteren Teile wurden als Waffenmagazin verwendet.

Häufig war Petneházy durch den Hof und die langen Korridore dieser Kirche geschritten,



niemals war es ihm aber so sehr wie heute aufgefallen, daß den geschnitzten, in den Nischen aufgestellten Märtyrerstatuen die Köpfe abgeschlagen waren. Der einfältige Türke hatte sogar dem zu Füßen des Erzengels liegenden Drachen den Kopf abgebrochen, wie wenn derselbe irgend ein der Christenheit heiliges Tier gewesen wäre. Sonst war es Petneházy nie in den Sinn gekommen aufzuseufzen, wenn er durch diese verunstalteten Bogengänge schritt.

Der Imam befand sich nicht in seiner Behausung, der Tschaïs aber, der die Waffenkammer bewachte, sagte Petneházy, er habe hinterlassen, wenn der junge Christ kommen und nach ihm fragen wird, möge er ihn in die Bibliothek senden.

Er hatte also im voraus gewußt, daß ihn Petneházy suchen werde.

Der Kuruzenführer folgte ihm in die Bibliothek.



Es war dies König Matthias' weltberühmte Bibliothek, einstmals in dem Hauptsaal des Palastes untergebracht; die Wände des Saales waren von blauem, mit weißen Adern durchzogenem Marmor, die Galerien ruhten auf vergoldeten Löwen, doch konnten die Bücher nicht in diesem Saale gelassen werden, teils weil jeder Gesandte, Dolmetscher und neugierige Fremde das Beste derselben stahl, hauptsächlich aber darum, und dies war das größte Unglück für die Bibliothek, weil eine Kanonenkugel das kupferne Dach durchlöchert hatte; und nun hatten Regen und Sturm ungehinderten Zutritt, die Decke war durchnäßt, die Bücher lagen fortwährend im Wasser, so daß, als man die Sache endlich entdeckte, alles verschimmelt und verfault war. Um nun den Rest zu retten, nahm man denselben aus den schönen vergoldeten Schränken, transportierte alles in die Keller hinunter, wo man es aufs Geratewohl auf einen Haufen zusammen-

warf, und wenn wißbegierige deutsche Gelehrte kamen, um König Matthias' Bibliothek zu besichtigen, führte man sie in den Keller. Selbstverständlich beeilten sich nun diese, den Ort so schnell wie möglich zu verlassen; zeitweilig wurde die Türe sogar versiegelt, wenn irgend ein abergläubischer Burgkommandant die Überzeugung hegte, daß in jenen Büchern alle Weisheit der Christen enthalten sei, die Ofen sofort wieder zurückerobern könnten, so wie sie in den Besitz der Bücher gelangten.

Als Ihanzáde zur Zeit der Verfolgung der Mystiker nach Ofen verbannt wurde, ward ihm anbefohlen, König Matthias' Bibliothek in Ordnung zu bringen, und was er an solchen Schriften finde, die sich auf die Türkei beziehen, möge er aussuchen und nach Stambul senden. Man meinte, er werde die Arbeit nimmer beenden. Die aus vierzigtausend Bänden bestehende Bibliothek bestand damals aber kaum mehr aus



viertausend Folianten, der Imam hatte seinen Auftrag schon längst beendet und drängte darauf, heimberufen zu werden; daheim aber hatte man bereits bestimmt, daß er die „Paläste der süßen Wasser“ niemals wiedersehen sollte.

Ein wachestehender Janitschar ließ Petneházy durch die große eiserne Türe ein, welche den Eingang zu dem Keller bildete, und führte ihn über dreißig Stufen in eine niedrige gewölbte Halle, deren feuchten Schimmelgeruch der dort arbeitende Imam durch Tabakrauch zu verdrängen suchte.

Die Halbfenster ließen nicht soviel Licht eindringen, daß man die Lampe hätte entbehren können, welche denn auch während des ganzen Tages auf dem Tisch Ihanzádes brannte. Der bot, als der junge Kuruze eintrat, ihm einen Sitz auf dem Diwan an und befahl dem Janitscharen, niemanden einzulassen, so lange sie beisammen wären.

Als sie allein geblieben, begann Petneházy dem Imam Vorwürfe zu machen:



„Weißt Du, mein lieber Freund, daß Du mich mit Deinem heutigen Hokuspokus in eine ganz verzwickte Lage gebracht hast? Ich glaube nicht an Deine Prophezeiung, Du ebensowenig, dafür aber schenkt ihr Abdi Glauben, und wenn er mich persönlich nicht so lieb hätte, könnte er sich leicht den Spaß machen, mir den Kopf vor die Füße zu legen."

Mit bitterem Hohne blickte der Imam auf den leichtblütigen Jüngling.

„Und bist Du denn dessen so sicher, daß Abdi Pascha deshalb, weil er Dich so sehr liebt, nicht eines Abends den Befehl erteilt, Dir bis zum nächsten Morgen den Kopf abzuschneiden, wenn es ihm in den Sinn kommt, sich vor Dir zu fürchten? Ich sah viel beliebtere Köpfe auf dem Erdboden entlang rollen, trotzdem der Sultan vor einer Stunde dieselben auf die Stirn geküßt hatte."

„So hast Du mich eben mit Deiner ver-



maledeiten Prophezeiung in eine noch viel gefährlichere Lage gestürzt. Ich spiele jetzt jeden Augenblick mit meinem Kopfe."

„Fürchte nichts, Du wirst nicht mit demselben spielen."

„Wieso nicht?"

„Binnen drei Tagen wirst Du aus Ofen entfliehen und nicht anders, als wie ich gesagt, das heißt mit den Waffen auf der Schanzbresche, zurückkehren."

„Das wirst Du sicherlich nicht mit ansehen, guter Imam, daß ich Ofen binnen drei Tagen verlasse. Erstens bin ich einmal schon Kuruze und an Euch gefesselt, hier muß ich siegen, von hier erwarte ich alles Gute für mein armes Volk; — und zweitens — bin ich wahnsinnig verliebt."

„Was in den Sternen geschrieben steht!" sprach Ihanzáde mit andächtigem Gesichte.

„Komme mir nicht mit den Sternen, Imam,



denn ich bin ein Calvinist: woran ich glaube, daran glaube ich fest, es ist aber auch ein schweres Ding, mich an irgend etwas glauben machen zu wollen. Ich erkläre, Auspicien, Konstellationen, Horoskopstellen und Geisterseherei sind gauklerische Taschenspielereien, mit denen man das gemeine Volk und große Herren wohl betrügen kann, denen aber ein aufgeklärter Mensch keinen Glauben schenken wird. Ich aber, damit Du es nur wissest, habe in Wittenberg die Akademie besucht und glaube an Eure türkischen Wahrsagereien nicht, ob sie Dir nun der Abadir eingab, oder ob Du sie aus dem Takimi-Vekaï lasest, oder ob Du Dich halbtot vergraben und dann wieder ausgraben ließest, um während der Zwischenzeit in der anderen Welt mit dem Propheten zu sprechen. In die Zukunft vermag keines Sterblichen Auge zu blicken, denn sie bildet das Geheimnis des Schöpfers."

Aufmerksam hörte Ihanzáde dem jungen



Protestanten zu und nickte zuweilen beistimmend mit dem Kopfe.

„Du hast recht, mein Sohn. Der Abadir, die von selbst schreibende Feder, — der Takimi-Vekaï — sind lauter Taschenspielerkunststücke. In den Sternen steht nichts geschrieben, der vergrabene Derwisch nimmt einen Schlaftrunk ein und wird dadurch scheintot; das Doppelsehen ist nichts weiter, als die Verabredung zweier Menschen, daß wenn der Fragende seinen Satz mit diesem oder jenem Worte beendet, der andere dies und jenes zu antworten hat. Und wenn der auf das Pergament geschüttete Streusand auf einmal Buchstaben zu bilden anfängt und allmählich die Antwort auf die Frage des Wissensdurstigen zusammenstellt, so ist das nichts weiter, als Eisenspäne, die, durch einen verborgenen Magnet unter dem Pergament geführt, bloß dem menschlichen Willen Folge leisten."

„Es ist also bloß ein Spiel."



„Und doch kein Spiel; die nackte Wahrheit ist eine abscheuliche Gestalt, die man mit Kot bewirft, wenn man sie aber mit dem geheimnisvollen Zauberscheine des Weissagens umhüllt, findet sie ihren Eingang in die Paläste der Kaiser und Padischahs. Als alle ehrlichen Menschen und gerechten Männer aus dem Serail verbannt oder auf Befehl der Eunuchen des Nachts ermordet wurden, damit niemand mehr vorhanden sei, der den Großen und Mächtigen die Wahrheit sage und des Sultans Arm ergreife, wenn er denselben zum Verderben der eigenen Länder erhebt, — da blieb der Wahrheit nur ein Mittel, um sich Gehör zu verschaffen: den Mantel der Lüge um sich zu nehmen. Wer hätte die im ganzen Lande sich ereignenden Begebenheiten Sultan Ibrahim mitteilen können, der im Innern seines Serails in ringsum mit Marderfellen ausgeschlagenen Zimmern, trunken vom Gesange der fünfzehnhundert Sklavinnen, vom



Wein und Ambraduft vegetierte, und der, wenn er durch die Stadt ritt, keinen Menschen auf der Straße sah? Mehlewi warf sich aber vor die Hufe seines Pferdes und sprach zu ihm, und man tat ihm nichts zuleide, denn der war ja verrückt, wahnsinnig. Und wenn eine der sieben Lieblingssultaninnen, etwa die Ssadschabaghli (die mit dem aufgebundenen Haar), oder die Lieblingssklavinnen Schekvegara (Zuckerbissen), oder Schekerbuli (Zuckerbällchen) Langeweile empfanden und, um sich zu unterhalten, den alten Derwisch einließen, der ihnen aus dem Abadir geheimnisvolle Prophezeiungen zu sagen wußte, dann kam gewöhnlich der Sultan auch hin und ließ sich gleichfalls die Zukunft verkünden. Und der Taschenspieler sprach bei dieser Gelegenheit nicht seines eigenen Vorteils halber, sondern zu Gunsten des dem Zerfalle entgegengehenden Vaterlandes. Auf diesem Wege wurde so manches Gewitter vom Osmanenreiche abgelenkt und



vielen bösen Männern das Todesurteil gesprochen; die Wahrsager, die **versechreibenden Narren** stürzten so manchen Günstling, dem aller Haß des Diwans nicht einmal Kopfschmerz bereitete. Der einstmalige Günstling des Sultans, der gegenwärtige Ssibihier Aga wollte dem geheimnisvollen Einflusse ein Ende machen, der nur ihm allein gefahrbringend werden konnte. Die Poeten, deren beißende Verse im Serail so gerne gelesen wurden, ließ er aus Stambul verweisen, die Wahrsager ins Gefängnis werfen, die hervorragenderen erdrosseln, und die Sklavinnen durften sich fortan nicht mehr mit Wahrsagereien beschäftigen. Dem Sultan sagten sie, daß dies bloß ein Spiel sei, welches seiner nicht würdig, da es nur für Kinder und Unwissende passe. Die Narren mit den blinden Seelen sprechen von Aufgeklärtheit den Weisen gegenüber. Wir begaben uns an unsere Verbannungsorte, die Günstlinge vernehmen unsere Prophezeiungen



nicht mehr. Doch vernehmen sie, was noch schrecklicher ist: das Erfüllen der Prophezeiungen! Stuhlweißenburg und Gran gingen verloren; was wir Dschirgerdilen nannten, d. h. was die Herzen der Christen durchbohrt, ward für uns selbst Dschirgerdilen; man nahm uns Waitzen, voriges Jahr wurde Ofen belagert, und der Pascha fand seinen Tod im Kampfe. Man vernimmt dies auch in Stambul, und jedesmal, wenn man solche Schreckensnachricht hört, setzt man hinzu: dies hat Mehemed Ihanzáde prophezeit! und jedesmal fällt der Kopf eines Günstlings, und dies wird so lange geschehen, so lange jemand zwischen Ihanzáde und dem Herzen des Padischah steht."

„Hieraus ist bloß zu ersehen, daß die Wahrsagerei eine schöne und heilsame Institution bei Euch ist, nicht aber, ob sie auch gerecht sei? und am allerwenigsten, weshalb Du mich in dieselbe verwickelst, nachdem ich

weder ein Günstling noch ein Großvezier Deines Sultans bin?"

Ihanzáde ließ den hitzigen Jüngling reden, ohne ihn zu unterbrechen.

„Mein lieber Sohn, wenn der Mensch nur das wüßte, was er mit seinen Augen sieht, stände er noch einige Stufen unter dem Hunde, denn dieser empfindet das Erdbeben im voraus und rennt winselnd davon. Der Mensch besitzt keinen derartigen Instinkt, dafür aber Verstand. Bei einem Manne, der fünfzig Jahre lang am Hofe der hohen Pforte lebte, der lange Zeit hindurch Dolmetscher des Diwans gewesen und mit den höchsten Würdenträgern und allen Gelehrten Europas bekannt wurde und der weiß, wozu und gegen wen Bündnisse geschlossen wurden — bei einem solchen Manne ist es weder Lüge noch Wunder zu nennen, wenn er mit den Jahren voraussagen kann, welche staatlichen Veränderungen in der Welt vorgehen werden!



Ich brauche kein Hellseher zu sein, um zu wissen, was in Stambul und Edrane vorgeht. Hat nicht Abdi, der Geschichtsschreiber des Sultans, von Tag zu Tag jene Vorfälle aufgezeichnet, deren unausbleibliches Kind die Zukunft ist? Wenn Du eine schwangere Frau siehst, kannst Du nicht prophezeien, daß sie ein Kind gebären werde, und wenn der Vater ein Neger gewesen, kannst Du nicht im voraus sagen, daß sein Kind zu den Mulatten gehören wird? So eine schwangere Mutter ist die Zeit, und die zu gebärende Zukunft hat einen gerade so schwarzen Vater. Das Reich der Osmanen fault innerlich schon seit langer Zeit, und aus allen Christen der Welt bildet sich seit langem eine feindliche Macht gegen dasselbe. Doch wird dies nur zu unserem Besten sein. Das Glück, der Reichtum, der Luxus haben uns verweichlicht; schwere Schicksalsschläge müssen uns heimsuchen, die eiserne Faust des Feindes muß an unsere Tore pochen,

damit wir aus dem verfluchten Schlafe erwachen, in welchen uns Wollust und Trunkenheit versenkten. Denn so lange noch ein Lustschloß an den süßen Wassern steht, gibt es keine Genesung für die Osmanliks, und erst wenn der Padischah gezwungen sein wird, auf der Kameelhaut zu sitzen, auf welcher der Khan Omar in der Wüste schlief, wird ein neuer Tag über das Reich der Osmanen aufgehen."

Der alte Derwisch kam bei diesen Worten ordentlich ins Feuer; ähnlicher Worte halber hatte man eine Woche früher Mohamed Lari auf dem Platze vor dem Valide Khan gespießt. Der Sultan hatte der Hinrichtung zugesehen und den Worten des Schwärmers gelauscht.

„Mein lieber Sohn," fuhr der Imam fort, „seit Wien entsetzt wurde, ist unseres Bleibens in Ungarn nicht länger. Das dreihändige Reich greift jetzt nicht mehr mit drei Armen an, sondern verteidigt sich mit drei Armen. Noch sind die

Arme stark, das Herz und das Haupt aber sind schlecht und kraftlos. Die Besten des Heeres kämpfen nicht, sondern zetteln in Stambul Verschwörungen an; erheben und stürzen Heerführer und Ulemas, je nachdem gezahlt wird. Die Oberpriester wetteifern mit den Paschas im Luxus, in Orgien mit den Sklavinnen, im Plündern des Volkes: — der Mufti in Person, der Scheik Vani geht mit bösem Beispiele voran. Einst, als er gerade darüber eine Predigt hielt, daß dem Koran gemäß diejenigen der Verdammnis anheimfallen, die mit ungerecht erworbenem Gute Sklavinnen und Leckereien kaufen, fragte ich ihn: kaufst Du nicht selbst mit ungerecht erworbenem Gute? Lachend antwortete mir der Mufti: das ist nicht so, wenn ich eine Sklavin kaufe, nehme ich sie auf Kredit; bin demnach das Geld noch schuldig, für welches ich sie kaufte, und trachte es mir erst später zu verschaffen, vergehe mich demnach durchaus nicht gegen die Worte der Schrift.

Und erst der Sultan selbst, das Haupt des Reiches? ein Kopf ohne jede Denkfähigkeit. Sein ganzes Leben verbringt er mit der Jagd; ganze Heere müssen mit ihm ausziehen, um auf Damwild und Bären zu jagen, und am Abend muß Abdi getreulich verzeichnen, wieviel Wildeber und Hirsche der Sultan mit eigner Hand erlegt hat. Diese seelenlosen Tierhetzereien werden zuweilen durch Festlichkeiten unterbrochen; wenn die Validée eine neue Tulpengattung zum Erblühen brachte, muß dies ganz Stambul feiern. Aus solcherlei Begebenheiten besteht jetzt die Geschichte des Osmanenreiches, welche Abdi für die Nachwelt schreibt. Reiche mir meine Waschschüssel, Abdi; der Sultan wäscht sich die Hände mit Seife! Verzeichne es in der Geschichte, daß ich meine Hände mit Seife wusch. Solcherlei große Dinge sind in diesem Jahre in der Geschichte des Türkenreiches verzeichnet. Eines Tages fragte der Sultan Abdi: was hast Du heute in



Dein Tagebuch eingetragen? In der Tat, sprach der Geschichtsschreiber, heute ist garnichts vorgefallen. Da ergriff Mohamed einen Dschirid und schleuderte denselben gegen ihn, daß die Spitze der Waffe Abdis Schulter durchbohrte: Nun, jetzt hast Du Stoff zum Verzeichnen, es ist etwas geschehen. Und an demselben Tag begab es sich, daß das Heer der Osmanen zweimal: zu Lande und auf dem Meer geschlagen wurde."

Petneházy dachte: ist das ein unzufriedener alter Türke! irgend einer seiner Vorfahren muß ein Ungar gewesen sein.

„Aber sieh' doch, mein guter Imam, ich habe ja gar nichts mit Deinen Klagen zu schaffen, Dein Sultan ist nicht mein Sultan, ich will in Stambul nicht in den Diwan erwählt werden, noch zum Sandschak in den Provinzen avanzieren; ich kämpfe nicht für das Wohl der Türkei, sondern für das meines eigenen Vaterlandes, und da Ihr gerade auch gegen denjenigen kämpft, den

auch ich als meinen Feind betrachte, so begegnen wir uns Seite an Seite und niemals einander gegenüber. Die Paschas, die unsere Kriegsverbündeten sind, liebe ich nicht besonders, doch sind sie wenigstens aufrichtig bis zur Grobheit; was zu erreichen ist, das nehmen sie, was aber unsichtbar ist, bleibt verschont von ihnen, und ich weiß auch, daß sie mich nicht auf die Galeere schleppen werden."

Bei diesen Worten erhob sich Jhanzáde von seinen Polstern und eine eiserne Truhe öffnend, deutete er auf ein Bündel schimmelbehafteter Schriften.

„Hier befinden sich die geheimsten Dokumente aus den Archiven Eures Königs Matthias und der Paschas von Ofen. Briefe, die genügen würden, Dich und mich unserer Köpfe zu berauben, wenn Du ausplaudertest, sie auch nur mit einem Auge gesehen zu haben, doch mußt Du sie sehen, damit Du wissest, welche Bedeutung



es für Euch Ungarn hat, mit den Paschas verbündet zu sein. In diesem eingebundenen Buche befinden sich die Unterhandlungen zwischen dem König Matthias und dem Herzoge Dschem. Dies war die Gelegenheit, die die ungarische und türkische Nation unter eine Kappe brachte, wie dies teilweise auch heute noch der Fall ist. Auf dem Umschlage siehst Du von des Königs eigener Hand geschrieben: (was für energische Züge!) „Wer sich mit seinem Feinde verbündet, stößt das Messer ins eigene Fleisch.“ Hier hast Du die von Kara Mustafa mit einem großen Staatsmanne des Römischen Reiches geführte Korrespondenz; lies bloß die rot unterstrichenen Zeilen, die mit den Worten beginnen: „Mögen die Ungarn im Magen des Walfisches, oder an einem Orte vereint sein, so wird sie nichts verderben können; trennet sie aber in zwei Teile und sendet jeden in ein anderes Paradies, und sie werden zu Grunde gehen!“



Gar vieles war hier noch aufgezeichnet, was für den Uneingeweihten neu war, was Petneházy aber nur achselzuckend vernahm.

„Mehemed, mir ist das alles wohlbekannt, und ich habe niemals Gutes von der türkischen Freundschaft erwartet, doch wisse, daß es einen Grundsatz gibt, welcher zuweilen selbst wütende Feinde unter einem Dache vereinigt, und dieser heißt: idem nolle (dasselbe nicht wollen). Dies hält uns hier, und wenn es in Erfüllung gegangen ist, kommt erst die entschiedenere Sprache. Dann trennen wir uns, bis dahin bleiben wir aber beisammen. Du siehst, ich gebe Dir an Aufrichtigkeit nichts nach. Ich plaudere meine Geheimnisse aus, welchen diese klafterdicken Mauern sehr zu statten kommen."

„Und wenn diese Geheimnisse den osmanischen Herren auch schon bekannt wären? Wenn sie es wüßten, daß der Ungar nicht gegen die Ungarn im Heere des römischen Kaisers



kämpft, so wenig wie dieser gegen ihn, daß die ungarischen Hilfstruppen, wo es sich nur tun läßt, aus den Schlachten wegbleiben, in welchen sich die Türken verbluten? . . .“

„Sie würden sagen, daß es nicht wahr ist, daß glänzende Beispiele das Gegenteil beweisen, und alles bliebe, wie und wo es gewesen.“

„Bis zu einem bestimmten Tag.“

„Bis zum Tag des jüngsten Gerichtes.“

„Du sagtest, Du bist aufrichtig; Du sagtest, Du seiest ein Calvinist, — Du bist keines von beiden! Es gibt ein Zeichen, bei welchem ihr alle aus dem türkischen Lager entfliehen werdet. Als Euer Anführer, der Euch alle an Verstand und Mut überragende Tököli, seine Offiziere zum letzten Male zu sich berief, schied er da nicht mit den Worten von Euch: der türkische Halbmond ist im Abnehmen begriffen, und es ist zu befürchten, daß sie die Ursache ihrer Verluste in uns finden werden; ich begebe mich als Sünden=



bock zu ihnen, Ihr aber gebet acht darauf, wenn man mich irgendwo gefangen nehmen sollte — denn dann ist jeder dort am besten aufgehoben, wo seine Haut trocken bleibt. — Sagte dies Tököli nicht?"

Staunend nickte Petneházy. Es verhielt sich in der Tat so.

„Nun, so wisse denn, daß der Pascha von Großwardein Tököli vor vier Tagen gefangen nahm und ihn gefesselt nach Stambul sandte, und daß Du noch heute Nacht aus Ofen entfliehen wirst."

Petneházys leichtes Blut ward durch die letzten Worte sehr erregt. Er hätte gern daran gezweifelt, die Nachricht für unmöglich gehalten, daß Emmerich Tököli, den der Sultan selbst zum Könige der Ungarn gemacht hatte, von einem türkischen Seraskier gefangen genommen und in Ketten gelegt wurde. Doch er wußte, daß Ihanzáde durch die ewig umherwandernden Mehlevar Der-

wische von allem, was innerhalb der Grenzen des türkischen Reiches geschah, sehr gut unterrichtet zu sein pflegte, und endlich -- war bei dem türkischen Systeme dies gar nicht unmöglich, besonders da der Seraskier Ibrahim Salam und der Großvezier Ibrahim der Schwarze Tököli persönlich und die Ungarn im allgemeinen haßten.

Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, begab er sich zu Abdi zurück, auf den er eine halbe Stunde warten mußte, bis er sein Bad verließ. Während dieser Zeit plauderte er mit den im Vorzimmer herumlungernden Tschaïsoffizieren und warf unter anderem die Frage hin, ob der Pascha irgend welche Nachricht aus Großwardein erhalten habe. Einer der Offiziere antwortete, aus Großwardein wohl nicht, aber aus Eger. Ob er nach Erhalt der Botschaft gut oder schlecht gelaunt gewesen sei? Über die Maßen schlecht.

Der Pascha aber empfing Petneházy mit seiner gewohnten väterlichen Freundlichkeit, wie



gute Väter den erklärten Liebhaber der Tochter zu empfangen pflegen, wenn sie mit demselben einverstanden sind. Er rief ihn in sein Schlafzimmer und ließ ihm seiner Gewohnheit gemäß Kaffee und Tschibuk reichen.

Petneházy versuchte wiederholt, das Gespräch auf Tököli zu lenken, doch konnte er von dem alten türkischen Fuchs keine Auskunft erhalten.

Beiläufig richtete sodann Petneházy die Frage an ihn, was es denn Neues aus Eger gebe?

Da runzelte der Pascha die Augenbrauen; es war ersichtlich, daß ihn die Frage ärgerte.

„Ja, ja, mein Sohn, aus Eger liegen böse Nachrichten vor. Kanntest Du Petroczy, den Kuruzenkommandanten von Kaschau?"

Petroczy war Petneházys intimster Freund, doch hatte die türkische Atmosphäre die Seele des Jünglings schon in der Weise präpariert, daß derselbe es zuweilen für gut fand, nicht zu wissen, was er wußte.



„Nein; ich kannte ihn nicht," antwortete er gleichmütig.

Argwöhnisch blickte ihm der Pascha in die Augen; dann rührte er seinen Kaffee um, schlürfte einen Löffel voll durch die Zähne und sprach nach langem Schweigen:

„Dieser verräterische Hund hat Kaschau dem römischen Kaiser übergeben."

Diese Nachricht wirkte erschütternd auf Petneházy, kaum vermochte er seine Erregung zu verbergen. Daß Petroczy, der Unzufriedenste unter den Unzufriedenen, das ihm anvertraute Kaschau, den Schlüssel Oberungarns, die erste Schutzmauer der Protestanten aufgibt, ist mehr als Verrat, das ist Hochverrat! Nun ist's sicher, daß Tököli gefangen ist und daß die hohe Pforte die Ungarn treulos verlassen hat.

Petneházy mußte sich sehr zusammen nehmen, um seine Verwirrung zu verbergen, nun freute er sich wirklich, Petroczys Freundschaft verleugnet

zu haben. Auch begann er ihn dem Pascha gegenüber als treulos und falsch zu schmähen. „Was wird Tököli hierzu sagen?“ fragte er mit gutgespielter Naivetät.

Vertraulich klopfte der Pascha seinem jungen Gaste auf die Schulter und antwortete:

„Das wirst Du ihn in Bälde selber fragen können.“

Bei dieser Antwort fiel Petneházy ein, daß Tököli in dieser Zeit im Himmel sein könne, und daß er ihm nach einigen Tagen dahin folgen müsse. Er wollte deshalb Näheres wissen.

„Wie meinst Du das, Abdurrahman?“

„Das meine ich in der Weise, daß sich Tököli in Stambul befindet, und daß ich Dich ihm in kurzer Zeit nachschicken werde.“

(Ich verstehe, meinen Kopf, kalkulierte der junge Kuruzenanführer.)

Es war spät Abends, als Petneházy Abdi Pascha verließ. Seine Unruhe gestattete ihm



nicht, seine Wohnung aufzusuchen, wie wenn er fühlte, daß ihn dort jegliche Gefahr am leichtesten erreichen könne. — Eine lange Brustwehr führte an der östlichen Seite der Festung entlang, die auf einer Seite von dem ehemaligen Wildpark des Königs abgeschlossen wurde; hierher richtete der Jüngling seine Schritte.

Von hier konnte man auf die Donau und auf die Rákoser Ebene blicken; rechts bot die Csepel-, links die Margaretheninsel und gegenüber die Hügel von Gödöllö dem Auge angenehme Ruhepunkte. Petneházy überlegte, welcher Weg sicherer wäre, um nach Hatvan zu entkommen, über die Csepelinsel oder mit Hilfe der Donaumüller über Alt-Ofen. Die Richtung jenseits der Donau ist nicht rätlich, da dort noch alle Komitate mit türkischen Streifscharen vollstecken und die Patrouillen der Agas von Palota und Veszprim den Flüchtigen gar zu bald einfangen würden.

Die Frage ist nun, auf welche Weise er unbemerkt aus der Burg entkommen kann. Sämtliche Tore sind gesperrt, auf den äußeren Befestigungen stehen doppelte Wachtposten, deren Parole: „Jekhdür Allah!“ (Gott ist einzig!) jede Viertelstunde vernehmbar ist. Etwas Kühnheit und List können aber leicht helfen; die Türen des Wildparkes stehen offen, wenn man denselben durchschreitet, gelangt man zu den großen Feigenbäumen, mit welchen die innere Mauer verdeckt ist; an dem Geäste der Bäume kann man sehr leicht auf die Mauer emporklettern, deren Gesimse sich sodann allmählich bis zu den Schanzen der Unterstadt senkt, von wo es bloß eines kühnen Sprunges bedarf, um gerettet zu sein.

Daß die Türe des Wildparkes offen stehe — o! das wußte Petneházy sehr gut, denn die schöne Telli erwartete ihn auch jetzt dort; sie pflegte die kleine Türe für den Geliebten offen zu halten, wenn alles in der Burg schlief. Heute

beabsichtigte Petneházy aber nicht, in den strahlen-Augen der schönen Telli zu lesen, er freute sich im Gegenteile, daß der ganze Himmel mit leichten Wolken bedeckt war, und daß die Nacht ein vertrauliches Dunkel anzunehmen begann. Als er durch das bekannte Türchen eintrat, sorgte er dafür, daß dasselbe nicht knarre, und schlich sodann behutsam an der weinrebenbedeckten Mauer entlang, sich wohl hütend, mit seinen Stiefeln Geräusch zu verursachen. Wenn Tököli gleich ihm die Gefahr um einen Tag früher gewittert hätte, säße er jetzt nicht hinter Schloß und Riegel.

Der berühmte Wildpark König Matthias' war damals nur noch dem Namen nach ein Wildpark; Rehe, Wildschweine, Goldfasanen waren lange nicht mehr vorhanden.

Er hatte bereits die Feigenbäume erreicht, als aus dem Innern des Gartens ein wohlbekanntes Lied ertönte, eines jener schönen türkischen Ghazelen, welches die Frauen von Schiras

mit solchem Schmelze zu singen wissen, daß, wer es vernimmt, die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen kann. Und Telli war in Schiras geboren.

Bei den Tönen dieses Liedes verflogen alle vernünftigen Gedanken aus Petneházys Kopfe; er vergaß seine Befürchtungen, seinen Fluchtplan, Tököli, Abdi Pascha, das Gefängnis und die seidene Schnur; er wandte sich zurück, setzte seine Mütze zurecht, und über Sträucher und Blumenbeete hinweg eilte er zu dem Kiosk.

Das Mädchen vernahm das Geräusch seiner Schritte und lief ihm entgegen; sie begegneten einander im Schatten eines gelben Rosenstrauches; — wer vermöchte die brennenden Küsse, die heißen Umarmungen zu zählen!

Telli hatte große schwarze Augen, die selbst durch die dunkle Nacht leuchteten; runde rote Lippen, die man gleichfalls zu sehen vermag, so finster es auch sei; woran man aber selbst



im Grabe erkennen kann, daß sie es ist: das sind ihre krausen, kurzen Haare, in deren weicher Seide verliebte Finger mit solcher Wollust wühlen! Ich weiß nicht, ob Petneházy in diesem Augenblicke an das Grab dachte, wo es finster ist. — —

„Du ließest so lange auf Dich warten," schalt das Mädchen, und eine leidenschaftliche Umarmung bewies, daß das Warten nicht leicht gewesen.

„Dein Vater, Abdi Pascha, hielt mich zurück."

„Und über dem Vater vergaßest Du die Tochter. Ihr habt von Kampf und Krieg, von den Intriguen der Heerführer, von verlorenen Städten und gefallenen Edelleuten gesprochen, und all' dies fesselt Dich mehr, als Tellis Liebe, Tellis Lieder, Tellis Küsse."

Es war leicht und zugleich schwer, hierauf zu antworten. Mit Küssen leicht, mit Worten schwer



„Dein Vater erhielt besorgniserregende Nachrichten: Ungarische Heerführer fielen in Gefangenschaft, andere gingen zu den Deutschen über.“

„Ich weiß es,“ sprach Telli, „dies teilte mein Vater auch mir mit. Er sagte noch mehr, was Du erst morgen erfahren sollst, was Du von mir aber noch heute erfährst. Was gibst Du mir, wenn ich es Dir sage?“

„Mich selbst.“

„Damit scherze nicht, denn wenn ich es annehmen würde, fiele Dir ein schweres Los zu, dann darfst Du Dich nicht mehr von meiner Seite rühren und wirst dann Telli nicht die halbe Nacht warten lassen.“

„Gut, ich schenke es Dir.“

„Du weißt ja, daß Du bloß einen Tausch eingehst. Doch Du sollst es noch besser wissen. Als mein Vater heute in den Nachmittagsstunden schlimme Nachrichten erhielt, ließ er mich zu sich rufen und fragte mich, ob ich Deine Frau werden



wollte. Du kannst Dir denken, was ich zur Antwort gab. Da sagte er mir, daß der Diwan mit den Kuruzenanführern unzufrieden sei, und daß binnen kurzer Zeit große Veränderungen geschehen würden, daß er eines Menschen bedarf, dem die hohe Pforte trauen könne, dessen Tapferkeit unbezweifelt sei, und daß dieser Mann niemand anderes als Du bist. Der Großvezier Suleiman Pascha richtete die Frage an meinen Vater, wen er an die Stelle Tökölis empfehlen würde, und er schlug Dich vor; nach zwei Tagen erwartet er die Ernennungsfetwa. Siehst Du, wie sehr Dir Telli vertraut; Telli verrät Dir, daß Du nach drei Tagen ein großer Herr, durch die Gnade des Großherrn der erste Mann in Ungarn sein wirst. Dies wollte Abdi Pascha vor Dir verheimlichen und Dich erst zu meinem Gatten machen. Denn er fürchtet, daß, wenn Du Deine hohe Stellung einnehmen, Du dann Telli geringschätzen wirst. Ich aber befürchte dies nicht



und lege mein Geheimnis in Deine Hand, denn wenn Du mich liebst, so liebst Du mich nur meines Herzens wegen.“

Süße Wonne erfüllte Petneházy. Was Telli sprach, war alles so berauschend. Wer hätte da nüchtern bleiben können?

„Abdi Pascha will uns nach christlichem Brauche trauen lassen. Heute Abend ließ er mir den Bezirksgeistlichen holen, von dem ich nach zwei Stunden das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis lernte. Willst Du es anhören?“

Petneházy zog das Mädchen an sich, welches mit andächtig gefalteten Händen das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser bis zu den Endworten hersagte.

Der Kuruzenanführer küßte die betenden Lippen des schönen Türkenmädchens und dachte fortan weder an Ihanzádes weise Prophezeiungen noch an das Unglück seines Gefährten, sondern hörte bloß auf das Geplauder der schönen Telli,



die ihm ausmalte, welch' gute Ungarin sie sein wollte, die nicht der Gatte, sondern die eigene Tugend bewachen würde, die nicht das Spielzeug, sondern die Ehehälfte des Geliebten sein wird, und wie nahe dies alles sei ...

Schon brach der Morgen an, als Petneházy den Wildpark verließ.

In der Frühe suchte er den Imam im Kellergewölbe der Bibliothek auf.

„Wunderst Du Dich nicht, daß ich noch da bin?"

„Mein geliebter Sohn, ich wundere mich über gar nichts; ich sagte, daß Du heute fliehen wirst, nicht gestern."

„Nun, siehst Du, ich fliehe weder heute noch morgen, sondern bleibe hier."

„Sage nicht so, mein lieber Sohn! Du kannst sagen, ich blieb hier. Ich bleibe hier, ist in dem Schatten der Zukunft geschrieben, und in die blickst Du nicht. Ich weiß sehr gut, weshalb



Du hier geblieben bist. Du bist mit Telli zusammengekommen, hast mit ihr gesprochen und gekost und bist voll des Feuers ihrer Augen. Telli hat eine sehr schöne, süße Stimme, die Dich die Worte nicht vernehmen ließ, welche eine über Deinen Kopf geneigte, unsichtbare Lippe Dir ganz nahe sagte: Du vergissest über sie jede Gefahr, jeglichen Kummer, die Dich und das Vaterland bedrohen. Deshalb aber was geschrieben ist, das ist geschrieben; doch denke daran, wenn Du einstmals den Lohn für Deine Tugenden, für Deine Tapferkeit erwartest, und Du ihn nicht erhältst, daß dann dies Deine Strafe ist, weil Du einstmals über dem Weibe den Mann vergaßest."

„Klage mich nicht an, Imam, und höre erst, was mir Telli sagte."

„Mein lieber Sohn, davon kann ich nichts lernen, was Du weißt. Behalte es für Dich. Ihr habt eine lange Glaubensformel, in welcher Ihr

herzählet, woran Ihr glaubt: an einen Gott, an die heilige Dreieinigkeit, an das Vergeben der Sünde und an das ewige Leben. Und an all' dies zusammengenommen glaubt Ihr nicht so sehr, wie an Weiberwort. Bei uns ist dieser Glauben nicht vorhanden. Der Muselmann bewacht das Weib und glaubt seinen Worten nicht. Bevor Du Dich gestern Abend zu Abdi begabst, suchte der Pascha in seinem Harem Telli auf, die ihm das Liebste seiner Kinder. Telli herrscht über die übrigen, sogar über ihre Mutter, die nur eine unwissende georginische Sklavin ist. Der Pascha setzte seine Tochter auf seine Kniee, und ihr das schöne wirre Haar noch mehr zerzausend, sprach er zu ihr: Meine geliebte Tochter, Du mein Augapfel, morgen früh lasse ich Deinen Gatten enthaupten."

„Welchen Gatten?" rief Petneházy aus.

Telli fragte dasselbe: welchen Gatten? Abdi lachte (in seinem Harem pflegt er sogar



zu lachen) und antwortete: „Sieh', mein kleines Mädchen, ich weiß es sehr gut, daß Du Dich mit Petneházy insgeheim trauen ließest, daß Du seine Gattin geworden. Ich weiß es von der Sklavin selbst, die Dich jede Nacht durch die Tür des Wildparkes hinausläßt. Du selbst hast es ihr anvertraut."

„Jede Nacht?" fragte Telli erregt.

„Jetzt denke nicht an das „jede Nacht," sondern daß jemand von seinem Kopfe spricht."

„Dies ist aber nicht wahr; ich pflege wöchentlich nur einmal mit ihm zusammenzukommen, für eine kurze Stunde, und bei meiner Seele sei's geschworen, diese Zusammenkunft war stets so rein, wie wenn Tau und Sonnenstrahlen einander begegnen."

„Das bleibt sich gleich, darnach fragt der Weise nicht."

Telli schlug die Augen nieder, als ihr Vater so zu ihr sprach, und leugnete nichts.

„Meine geliebte Tochter, Dein Gatte muß sterben.“ — Telli fragte: „Weshalb?“

„Weil er ein Verräter ist,“ antwortete der Pascha.

„Was hat er verbrochen?“ fragte Telli.

„Noch hat er nicht gesündigt, doch er wird sündigen.“

„Schade um ihn, denn er ist ein sehr schöner Mann“, sagte Telli. „Lasse ihn morgen noch nicht töten, schenke ihm noch eine Woche.“

„Du verlangst zu viel,“ sagte der Pascha, „so viel kann ich nicht geben; wenn Du dich aber noch an seinen schönen Augen ergötzen willst, gebe ich ihm einen Tag und zwei Nächte. Einen Tag und zwei Nächte lasse ich ihn leben, so lange freuet Euch an einander.“

Der Derwisch schlug dem staunenden Jüngling auf die Schulter: „Mein lieber Sohn, die eine Nacht ist bereits vergangen!“

Petneházy fuhr aus seinem Sinnen empor:

„Das ist ein Märchen; Du hast das alles bloß geträumt. Wenn Abdi meinte, daß Telli meine Gattin sei, wie hätte er ihr das Geheimnis, daß er mich töten lassen will, mit der Erlaubnis anvertraut, mich noch sehen, mit mir noch sprechen zu können? Er konnte sich doch denken, daß ein liebendes Weib den Geliebten auf die über seinem Haupte schwebende Gefahr aufmerksam machen und ihm beistehen würde, von dort zu fliehen, wo sein Leben bedroht ist!"

„Und Telli verriet Dir das Geheimnis nicht! Ihr habt von ganz anderen Dingen gesprochen. Über Ruhm, über die Reise nach Stambul, über die Liebe, von Auszeichnungen und vom traulichen Familienkreis, in welchem Ihr Christen soviel Poesie findet? Telli lächelte, Tellis Augen leuchteten, Telli war glücklich. Hätte sie sich so benehmen können, wenn Abdi Pascha Petneházy nach zwei Tagen enthaupten lassen wollte? Könnte jemand sich derart verstellen? wie?"

„Ganz richtig; erkläre mir dies.“

„Mein geliebter Sohn, dem Tauben verlieh Gott scharfe Augen, damit er sehe, was er nicht hören kann, und dem Blinden ein feines Gehör, um das fehlende Augenlicht zu ersetzen. Du bist aber zu gleicher Zeit blind und taub, Du mußt fühlen, mußt einen Schlag, einen harten Schlag empfinden, um zu Dir zu kommen. So soll denn auch das geschehen. Heute Abend, wenn der Muezzim zum zweiten Male seinen Ruf von Minaret ertönen läßt, komme auf den Siegesplatz, wo sich der Schneckenspringbrunnen befindet; hinter dem Brunnen wirst Du eine Sänfte ohne Träger finden. Dort warte, bis auch ich hinkomme, worauf ich Dir alles Weitere sagen werde, oder auch nicht, da Du es selbst mit ansehen wirst.“

Petneházy antwortete nicht, doch verriet sein Gesicht deutlich genug, daß er keine Lust hatte auf den Vorschlag Ibanzádes einzugehen.

„Du bist ja erst für den dritten Ruf des



Muezzims in den Kiosk des Wildparkes bestellt, und bis dahin kannst Du bereits zurückgekehrt sein."

Petneházy war überrascht.

„Woher weißt Du das?"

„Zeitberechnung; einfaches Addieren und Subtrahieren."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Nur der versteht mich nicht, der nicht nachdenkt. Du wirst mich übrigens schon besser verstehen, wenn Du sehen wirst. Willst Du die Erklärung der Worte „jede Nacht" nicht erfahren?"

Das entschied. Ihanzáde wußte, daß der Zahn der Eifersucht den Mann fester packte, als der Zahn des Löwen.

„Nun gut, ich komme."

„Bis dahin aber bitte ich Dich um zwei Dinge: erstens gehe nicht nach Hause und zeige Dich keinen Augenblick in Deiner Wohnung. Wenn die Gefahr den Menschen sucht, ist's am



besten, nicht zu Hause zu sein, denn die sucht Dich ja doch so lange, bis sie Dich findet."

„Gut; Dir zuliebe will ich es tun."

„Zweitens bitte ich Dich, ja nicht zu versuchen, durch irgend ein Tor der Festung entweichen zu wollen, denn Du kannst mir glauben, daß der Befehl bereits ausgegeben ist, Dich sofort gefangen zu nehmen, sowie Du Dich entfernen wolltest."

Petneházy zuckte die Achseln, wie jemand, der etwas nicht glaubt.

„Ich will Dir aus dieser Falle helfen, doch verrate ja niemandem Dein Geheimnis. Um Dich von der Dich bedrohenden Gefahr zu überzeugen, mache ich Dich auf eines aufmerksam. Während Du zu mir kamst, ging Dir hinter Deinem Rücken auf Schritt und Tritt ein Türke nach, der süßen Pilaf verkaufte und mit lauter Stimme rief: kaufet Pilaf, süßen Pilaf! worauf Du garnicht achtetest. Doch gib Acht auf ihn, er steht gerade

vor meiner Türe, und sobald Du hinaustrittst, wird er Dir wieder nachgehen; er nimmt seinen Korb auf den Kopf, seinen dreibeinigen Tisch auf die Schulter und folgt Dir rufend und schreiend überall hin. Wo Du stehen bleibst, bleibt auch er stehen, trittst Du in ein Haus, breitet er sich vor dessen Türe aus und verkauft sein Honigbackwerk an die Vorübergehenden. Dies ist der Spion, der Dich bewacht. Ein verkleideter Mutefellika, der mit seinem Kopfe für den Deinigen haftet und Dir deshalb auf Schritt und Tritt folgt. Wenn Du Dich aber einem der Tore nähern würdest, so würde der Mutefellika plötzlich seinen Gang beschleunigen, Dir zuvorkommen, Dich einige Schritte weit verlassen und vor dem Wachthäuschen dreimal ausrufen: Kaufet süßen Pilaf! was das Zeichen zu Deiner Ergreifung wäre. Wenn Du hinausgehst, wirst Du Dich überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Der Backwerkverkäufer wird Dir überallhin folgen.



Und Du kannst es gar nicht verwehren, denn es ist ja sein Broterwerb, durch die Straßen zu ziehen, er ist doch nicht schuld daran, daß Du stets dort bist, wo er seine Ware feilbietet. Versuche auch nicht Gewalt anzuwenden, sondern sei schlau gleich Deinen Gegnern. Hier sind verschiedene ausgestopfte Tiere, vor welchen die Türken Abscheu empfinden. Eine kleine schwarze Ratte verbirg im Ärmel Deines Mantels. Wenn Du Dir den Spion vom Halse schütteln willst, so wende Dich zu ihm und bitte ihn, Dich aus seinem Korbe am Rücken Pilaf aussuchen zu lassen, wobei Du die ausgestopfte Ratte zwischen sein Gebäck gleiten lässest. Dann suche irgend einen Platz auf, wo sich die Türken befinden und tritt in ein beliebiges Haus ein; der Spion wird vor dem Tore stehen bleiben, das Volk wird ihn umringen, sein Gebäck kaufen und dabei die Ratte finden. Jeder wird anfangen zu schreien, er sei ein Zauberer, ein Ungläubiger, man wird

den Mutefelliken überfallen, und während sich der Spion rechtfertigen wird, wirst Du die Verwirrung benutzen, um zu verschwinden, worauf Du Dich an dem bezeichneten Orte einfinden kannst. Von dort werde ich Dir schon weiter helfen."

Bald überzeugte sich Petneházy, daß Ihanzáde in vieler Beziehung die Wahrheit gesprochen hatte. Als er die Bibliothek verließ, war ihm der Pilafverkäufer auf den Fersen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt; er wollte sehen, ob es auch mit den Toren seine Richtigkeit habe, und so näherte er sich einem derselben — der Pilafverkäufer überholte ihn da mit beschleunigteren Schritten, und bei seinen Rufen kamen alle Soldaten der Wachtstube herausgeeilt, wie wenn sie an nichts anderes dächten, als süßes Backwerk zu kaufen; nun begab sich Petneházy auf die Basteien hinauf, wo außer ihm keine menschliche Seele zu finden war. Davon hatte er sich jetzt



überzeugt, daß er in dieser Festung ein Gefangener wäre. Noch immer vermochte er aber nicht zu glauben, daß Telli all' dies gestern gewußt hätte, ohne ihm etwas davon zu sagen. Hierin mochte sich der gute Jhanzáde denn doch getäuscht haben. Und was hatte er denn eigentlich begangen, wofür er von der höchsten Gnadenstufe zur tiefsten Bestrafung sinken mußte? Ist es genug, daß Tököli gefangen genommen und die protestantischen Heerführer untreu wurden, damit die Köpfe aller Ungarn und Reformierten von der Pforte als reife Früchte behandelt werden sollten?

Auf diese Frage gab ihm niemand eine Antwort, obschon sich zwanzig Schritte hinter ihm jene Lippen befanden, die ihm darauf hätten antworten können: die niedrigen Fenster der Basteigefängnisse, mit doppeltem Eisengitter, an diese hätte er sich nur zu wenden brauchen. Die hätten ihm geantwortet, daß unten in den

dumpfigen Basteitiefen auch heute noch das feuchte Stroh unter hunderten von guten ungarischen Christen fault, deren ganzes Vergehen darin bestand, daß sie durch die Liebe ihres Volkes ausgezeichnet wurden. Sie schmachten dort durch eine lange Reihe von Jahren, ohne daß man ihnen jemals gesagt hätte, weshalb. Zuweilen besuchte sie der Abgesandte irgend eines christlichen Hofes, der ihnen ein Almosen gab, doch durften sie keine Klage vernehmen lassen, sonst wurden sie von ihren Wärtern unbarmherzig geprügelt. Die so rasch aufeinander folgenden Paschas konnten ja nicht einmal untersuchen, weshalb sie von den früheren Burgkommandanten in Ketten gelegt waren. — —

Petneházy achtete nicht auf die stummen Lippen; sein Herz war vollständig durch die Lösung jenes Rätsels in Anspruch genommen, dessen Name weibliches Herz ist; die Gefängnisse aber lagen viel zu tief, als daß das Klir-



ren der Ketten hätte vernehmlich empordringen können.

Auf der Bastei befand sich eine hohe, breitschattige Trauerweide; Petneházy ließ sich an deren Fuße nieder, und nicht weit von ihm stellte auch der Pilafverkäufer seinen Tisch auf. Diese offenkundige Unverschämtheit reizte Petneházy ungemein, und wenn die Liebe zu jenem Weibe ihm nicht den besten Teil seines Mutes geraubt hätte, würde er wohl den verkappten Mutefelliken zur Rechenschaft gezogen haben, der an diesem einsamen Orte wirklich keinen Vorwand hatte, Honigkuchen feilzubieten.

Dieser eine Gedanke ließ aber in seinem Herzen keinen anderen aufkommen. Deshalb sah er nicht die hocherhobenen Minarets auf den Türmen der unchristlichen Kirchen, gewahrte die Gefängnisfenster nicht und bemerkte auch auf dem Boden nicht die aus Grabesgrüften und Kirchen geraubten und hernach als Pflaster

benutzten Grabsteine der Bischöfe und Patrioten; nur über Tellis Augen verlangte er Auskunft vom Schicksal. — Selbst das Essen hatte er vergessen, während des ganzen Tages lungerte er auf der Bastei herum und konnte kaum erwarten, daß es Abend werde; endlich redete er den ihm auf Schritt und Tritt folgenden Mutesellikeu an, er möge ihm gestatten, aus dem Backwerk zu wählen, und während er in dem Korbe herumsuchte, barg er die ausgestopfte Ratte zwischen dem Zuckerwerk. Nun eilte er auf den Georgsplatz; dort kehrte er in einen Keller ein, während der Mutesellika draußen blieb.

Die List gelang; das kauflustige Volk entdeckte sofort das unreine Tier zwischen dem Backwerk und erhob nun ein großes Geschrei gegen den Mutesellikeu, der die Geistesgegenwart aber nicht verlor, sondern seinen Korb von sich werfend, eine Pistole und einen Handschar hervorzog und jedem, der sich ihm zu nähern wage,



mit dem Tode drohte. Endlich traf ihn ein großer Stein an die Stirne, worauf er zusammenbrach; Petneházy legte sich ins Mittel; damit man ihn nicht umbringe, schleppte er ihn in den Keller hinunter und hieß dort den Aufwärter für ihn Sorge zu tragen und vor dem nächsten Morgen ihn nicht herauszulassen. Einige silberne Dinars verliehen seinen Worten den nötigen Nachdruck.

Als er sich seines Begleiters entledigt hatte, verschwand er in den engen Gäßchen, und unter dem Schutze der eintretenden Dunkelheit gelangte er an die Stelle, wohin ihn Jhanzáde bestellt hatte: zu dem Schneckenspringbrunnen.

Es war die Gestalt einer aus Marmor verfertigten Seemuschel, die das Becken bildete; in jeder Furche der Schale war in Reliefarbeit das Wappen der einzelnen Länder angebracht, die Ungarn huldigten, worunter sich auch das Wappen Österreichs befand, was ein Beweis da-

für war, daß König Matthias den Springbrunnen nach der Einnahme Wiens hatte errichten lassen. Ehemals floß das Wasser reichlich an den Furchen dieser berühmten Muschel hinab; die Leitung ist jetzt aber verdorben, und nur sparsam rieselt das Wasser an den Wappen, die nicht mehr zu Ungarn gehören, wie wenn es die ruhmreiche Vergangenheit und traurige Gegenwart beweinte.

Neben dem Schneckenbrunnen stand schon die Sänfte, ein kleiner einfacher Palankin, wie ihn die Ofner Damen zur Zeit der Türkenherrschaft zu benutzen pflegten. Es war nur ein Träger gegenwärtig, der zwischen den vorderen Stangen auf der Erde lag und sich Brot und Zwiebel wohlschmecken ließ.

„Wartest Du auf jemanden?“ fragte ihn Petneházy.

„Erst nach dem zweiten Rufe des Muezzims.“

„Lasse mich bis dahin in Deinem Tragsessel



ausruhen; um die Zeit erwarte auch ich jemanden."

Der Träger nahm den ihm gereichten Dinar an und ließ Petneházy in die gedeckte Sänfte steigen. An diesem Orte konnte sich Petneházy am geborgensten halten, denn wie hätten seine Verfolger daran denken können, ihn in der Sänfte zu suchen.

Die Zeit dehnte sich endlos hin. Petneházy zählte unterdessen, wie viele Tränen die Schnecke über das Wappen Ungarns weinte.

Endlich ertönte der Ruf des Muezzims vom Minaret der Siegesmoschee: „Bailla il allah!" Nach ihm riefen die Turmwächter der übrigen elf Moscheen, während die brausenden Töne in der Richtung nach der Wasserstadt erstarben. Es war Mitternacht.

Petneházy blickte zu dem Fenster der Sänfte hinaus. „Ist die Person noch nicht gekommen, die Du erwartest?"

„Noch nicht,“ antwortete der Träger.

„Auch die nicht, die ich erwarte?“

„Die ist schon da,“ versetzte der Mann.

„Wo ist sie?“

„Da bin ich,“ sprach eine Stimme in der Nähe, und mit Staunen erblickte Petneházy Ihanzáde, der nicht nur verkleidet war, sondern auch seinen weißen Bart abgeschnitten und statt dessen einen falschen schwarzen angelegt hatte. Petneházy sagte sich, daß es eine ernste Sache sein müsse, wenn ein Imam den eigenen Bart abschneidet. Hier hat man nur zwischen Kopf und Bart die Wahl.

„Wen wir erwarten, der wird bald da sein; Du mein lieber Sohn, suche in der Sänfte das Bündel, das die Kleider enthält, mit denen Du Dich unkenntlich machen mußt, und vor allem beeile Dich.“

Petneházy gehorchte, wie ein Kind, das sich in den Finger geschnitten hat, dem Arzte gehorcht.



Es war ein abgeschabter alter Mantel, voll Fett und Knoblauchgeruch, den er umnehmen mußte. Zum Überflusse schnitt ihm Ihanzáde noch die Locken ab, damit sie unter dem Turban nicht hervorhängen. Petneházy war wie betäubt und ließ alles mit sich geschehen.

Kaum waren sie mit der Bekleidung zu Ende, als sie vom Burgschlosse her eine in einen grauen Mantel gehüllte Gestalt auf sich zuschreiten sahen. Ihanzáde ergriff Petneházys Hand.

„Sieh sie genau an, wer ist das?"

Obgleich es finster, die Gestalt noch sehr weit entfernt und überdies in einen faltigen Mantel eingehüllt war, erkannte Petneházy den Gang: es war Telli.

Ihanzáde schüttelte ihn: „Sie ist's. Schweige."

Die Gestalt schritt gerade auf die Sänfte zu, vor der sie stehen blieb. Der Sternenschimmer ließ ihr Gesicht deutlich erkennen: es war wirklich Telli.



„Bist Du es, Ibrahim?“ fragte sie. Auch die Stimme erkannte Petneházy.

„Ich bin es.“

„Also rasch. Du weißt wohin.“

„Ja.“

Die Dame bestieg die Sänfte, Petneházy wollte den Imam noch etwas fragen, dieser winkte ihm aber zu schweigen, und dann selbst die vorderen Tragstangen ergreifend, wies er ihn an, der Sänfte zu folgen.

Der junge Ungar zitterte für das Mädchen, das sich zu so später Stunde, allein, durch die schlafenden Straßen tragen läßt; welches mag ihr Ziel sein? In der Hauptstraße Ofens standen damals die Häuser noch in schöner Reihe, wie zu Zeiten der Könige, doch waren sie infolge der zahlreichen Belagerungen der Reihe nach durchlöchert; die Wände waren gesprungen, die Dächer zerfallen. Noch niemals hatte Petneházy daran gedacht, wie unwohnlich die Häuser seien.



Endlich gelangten sie an ein stockhohes Haus auf dem entlegenen Abdallahplatze, dessen Räume zur ebenen Erde zu Pferdeställen umgestaltet waren, während oben der Aga der Mutefelliken Osman Bey, ein junger Afrikaner, wohnte. Mit ihm hatte Petneházy mehr als einmal eine Flasche verbotenen Saftes geleert, wobei viel über schöne Frauen gescherzt wurde, die ja den Lieblingsgegenstand der Gespräche junger Leute bilden. Und Osman Bey war in dieser Beziehung sehr erfahren!

Zwei Fenster des Stockwerkes waren erleuchtet und mit gelben Vorhängen verhangen, was ein Zeichen war, daß man dort noch wach sei.

Vor dem Tore dieses Hauses hielt die Sänfte. Leicht hüpfte die Dame heraus, öffnete das Tor mit einem Schlüssel, den sie aus der Tasche zog, und verschloß es wieder hinter sich.

Petneházy fragte nichts, rührte sich auch nicht von seinem Platze, sondern stand dort zwischen den Stangen der Sänfte, in welcher er selbst die

Geliebte seines Herzens zur Wohnung des wohlbekannten Lüstlings begleitet hatte.

Bald waren die Töne heiteren Gelächters, lebhaften kosenden Geplauders aus den erleuchteten Zimmern vernehmbar; Petneházy erkannte die Stimme Osman Beys und Tellis. Dann mengten sich die Klänge der Mandoline in die kosenden Töne, und der Kuruzenanführer vernahm jenes honigsüße Lied des Dichters Hafiz, das seine Seele so oft in Liebesträume gewiegt hatte und an dessen einzelnen Tönen je ein süßer Traum in seiner Erinnerung geknüpft war.

Dann nahm das Lied, das heitere Lachen ein Ende; Petneházy sah an den gelben Vorhängen doppelte Schatten erscheinen, die Arm in Arm, dann sich fest umschlungen haltend im Zimmer auf und niederschritten und endlich die Köpfe dicht aneinander neigten.

„Soll ich dieses Weib umbringen?“ fragte er eisigen Tones Jhanzáde.



„Was denkst Du?" sprach der Alte ruhig und stützte seine Ellenbogen auf die Knie. „Jetzt weißt Du noch wenig von ihr, denn jetzt hassest Du sie noch. Du mußt mehr wissen, damit Du sie verachten, vergessen kannst und nicht mehr an sie denkest; — erwarte den dritten Ruf des Muezzims, er ist ja nicht mehr fern. Vor allem aber denke daran, daß die Ofener Festungstore vor Dir verschlossen sind, und daß Deine erste Sorge sein muß, außerhalb derselben zu sein, wozu sich die Gelegenheit sehr bald bieten wird."

Wütend sprach Petneházy:

„Wenn ich auch so alt wäre wie Du und so kalt wie dieser Stein unter meinen Füßen, so müßte ich meine Geliebte dennoch töten, wenn ich sie in den Armen eines anderen wüßte."

„Nun gut, so töte sie; erweise mir aber den Gefallen, sie nicht jetzt, sondern erst nach einer Stunde zu töten. Du hast ja eine Uhr bei Dir."

Petneházy zog seine runde mit Türkisen be-

setzte Uhr aus der Seitentasche, und beim Scheine der erleuchteten Fenster sah er auf das Zifferblatt. Es war ein Uhr nach Mitternacht.

„Gut, bis zwei Uhr nach Mitternacht werde ich warten, dann aber magst Du Deine Reden sparen, denn dann stirbt sie samt mir. Du hättest mir dies nicht sagen sollen, denn jetzt hasse ich das Leben, hasse mich selbst, hasse die ganze Welt."

„Das wußte ich im voraus, ich weiß aber auch, daß Du nach einer Stunde sagen wirst, jetzt verachte ich das Leben, mich selbst und die ganze Welt, und glaube mir, mein lieber Sohn, daß solche Leute die Ersten auf belagerten Mauern zu sein pflegen."

Abermals erklang das Lied, verstummte jedoch immer wieder, wie wenn es durch Küsse unterbrochen würde. Dann erlosch das Licht in dem Zimmer, das Tor ward abermals geöffnet, und rasch, wie jemand, der bei einem Diebstahl

ertappt worden, huschte Telli heraus und verbarg sich hinter den Vorhängen der Sänfte, dann flüsterte sie dem Imam zu: „Du weißt schon, wohin?"

Die beiden Männer hoben den Palankin empor, und der Imam schritt voran.

Sie gelangten an das Wiener Tor und zogen dreist am Wachthause vorbei, wo sie indessen vom Posten angehalten wurden: „Wer seid Ihr?"

Telli streckte ihre Hand, an der Abdurrahmans Talismanring funkelte, zwischen den Vorhängen heraus, der Soldat besichtigte ihn beim Schein seiner Fackel, erkannte ihn und fragte nicht nach dem Namen des Insassen. Wer weiß, wie oft das bereits geschehen sein mochte.

Das mächtige Tor wurde geöffnet, halb drehte es sich in seinen kreischenden Angeln. — Die Träger des Palankins befanden sich außerhalb der Stadt, und Petneházy war niemandes Gefangener mehr. Seine Geliebte hatte ihm

Beistand geleistet, doch wollte er sie jetzt erst recht töten.

Längs den Festungsmauern dahinschreitend, gelangten sie zu einem Meierhof, dessen Tor und Schutzmauer mit spitzigen Nägeln versehen waren; das Dach des Hauses selbst war zerstört, der Mörtel ringsum abgefallen. In diesem Hause wohnte ganz allein der alte Geizhals Sejtan Beg, ein zum Mohammedanismus übergetretener Jude, nahe an sechzig Jahre alt, mit einem häßlichen Gesichte wie ein Affe, reich aber schmutzig.

Vor dem Tore stellten sie den Palankin nieder. Telli verließ die Sänfte, und einen kleinen Kieselstein von der Erde ergreifend, warf sie denselben gegen einen Eisenladen des verschlossenen Hauses. Hierauf öffnete sich ein rundes Loch in der Mitte des Ladens, und Sejtan Begs bekannte Stimme wurde vernehmbar: „Wer ist unten?“



„Ich bin es,“ antwortete Telli. „Ich, Schekerbuli.“

Das Wort durchzuckte Petneházys Herz gleich einem glühenden Pfeile. Diesen Namen hatte er seiner Geliebten in einem Augenblicke süßen Selbstvergessens gegeben; er hatte sie Schekerbuli, Zuckerbissen, zu nennen gepflegt.

Unter freundlichem Gebrumme kam der alte Sejtan bei diesem Losungsworte herabgeschritten, löste innen die eisernen Stangen, mit denen das Tor verwahrt war, öffnete dies, nachdem er noch einige Riegel zurückgestoßen, so weit, daß Telli gerade durchschlüpfen konnte, reichte ihr die Hand und zog sie in das Haus hinein.

Petneházy war völlig verwirrt vor Staunen, doch sprach er kein Wort. Starr stand er da und vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen.

Nach einigen Minuten erklang aus dem



Innern des Meierhofes der Ton der Mandoline und jenes bekannte Liebeslied, dessen sich der Jüngling so gut erinnerte.

„Was bedeutet dies?“ fragte er mit stockendem Atem.

„Was es bedeutet?“ fuhr ihn Ihanzáde mit harter, strafender Stimme an. „Das bedeutet, daß Du ein elender Narr bist, der Du eine alltägliche Sklavin wie einen Engel anbetest, der Du einer Odaliske halber Deinen Glauben, Dein Vaterland und Deine Braut vergissest, die Dich jeden Tag mit heißen Tränen beweint.“

Betroffen blickte Petneházy auf den Alten; denn dies war nicht der Ton, in dem der Imam mit ihm zu sprechen pflegte. Er meinte, ein anderer stehe vor ihm.

„Bist Du das, Ihanzáde?“

„Die Frage ist am rechten Orte. Ich bin nicht Ihanzáde, sondern Pater Peter Gabriel, lange Jahre hindurch Ihanzádes Sklave, nach

dessen Tode sein Nachahmer, der Dich seit Deiner Kindheit kennt, der Dich auf seinen Armen trug, als Du noch keinen Verstand hattest und Dich abermals auf seine Arme nimmt, da Du Deinen Verstand nicht zu benützen verstehst."

Tränen entstürzten den Augen Petneházys; kraftlos sank er an die Brust des alten Mannes und weinte wie ein Kind.

„Nun verstehst Du das Rätsel. Nun weißt Du, was Abdis Worte: „jede Nacht" bedeuten, und an wen Du die Liebe Deines Herzens verschwendetest! Das sind die Töchter des türkischen Harems. Sie betrügt Dich, da Du ihr Bräutigam bist, eines Jünglings halber, den sie gleichfalls liebt, und betrügt Dich eines alten Mannes halber, den sie verabscheut, der aber reicher ist, als Du es bist. Nicht wahr, es ist ein schönes Ding, türkischer Gatte zu sein?"

Petneházy schämte sich, daß er geweint, und trocknete seine Tränen.

„Willst Du sie noch töten?“

Petneházy lachte.

„Das nicht, doch ich werde ihr einen Beutel mit Gold senden, denn ich sehe, daß ich ihr Schuldner bin, und der will ich nicht bleiben. Jetzt aber eilen wir von hier, denn die Luft droht mich zu ersticken.“

Der Pater, dessen türkischen Namen wir nicht mehr hören werden, riet Petneházy, nach dem Blocksberg zu gehen und ihn beim Grabsteine des Bischofs Michael zu erwarten, während er noch eine halbe Stunde bleiben müsse, um irgend etwas zu besorgen.

Petneházy gehorchte; das Fieber schüttelte ihn in der Nähe jenes Hauses, wo er so tief beschämt worden; tief, denn die Schmach hatte sein Herz getroffen. Der Pater blieb allein.

Unterdessen tönte das Lied weiter in Sejtans



Hause, das Surren des Tamburin, das Klingen der glockenbesetzten Nakara drang auf die Gasse hinaus. Telli tanzte auch wie die beste Bajadere. Man hatte sie im Harem dazu erzogen.

Es war aber dennoch eine Herzlosigkeit von ihr, dem Geliebten zu verschweigen, was sie von ihrem Vater erfahren, daß jener nämlich nur noch einen Tag zu leben habe.

Wieder klirrten die Riegel und Schlösser an dem Tore des Geizhalses; er öffnete es selbst vor Telli und verschloß es hinter ihr.

Unter ihrem Mantel barg Telli einen Beutel mit Gold: der geizige Sejtan ist Bajaderen gegenüber sehr freigebig. Als sie zur Sänfte gelangte, sprach sie zu dem Alten: „Wo ist Dein Gefährte? rufe ihn rasch herbei, denn beim dritten Ruf muß ich im Wildpark sein.“

Der Alte wußte es ja: für die Stunde war Petneházy hinbestellt.

„Mein Gefährte ist nicht da, er dürfte auch



nicht so bald zum Vorscheine kommen," antwortete er. „Vorhin kamen drei betrunkene Tolumbadschis vorüber, die ihn hänselten, und da hat er Streit mit ihnen begonnen; die Patrouille hat sie nun alle vier in den runden Turm geführt, von wo sie bis morgen früh nicht herausgelassen werden."

Die Odaliske erschrak ungemein.

„Was sollen wir nun anfangen? Könnte man da nicht jemanden finden, der statt seiner bereit wäre, den Palankin zu tragen?"

„Wenn wir lange suchen, können wir höchstens Diebe finden, die uns ausrauben. Ich besitze zwar gar nichts, aber Du . . ."

„Wie soll ich denn so in die Burg zurückkommen? In meinen Frauenkleidern muß ich auffallen und dann ist alles verraten."

„Ich sage Dir etwas: unter dem Sitze der Sänfte befindet sich ein Bündel mit Männerkleidern, die ihr Eigentümer dort vergaß; die lege nur an, dann kannst Du in die Burg zu-



rückkehren; wenn Du den Ring des Pascha zeigst, wird man meinen, Du seist einer seiner vertrauten Oglans. Und bis zur Festung begleite ich Dich."

„Wie kann ich mich aber da auf offener Straße umkleiden?"

„So gehe in den Palankin hinein, dort sieht Dich niemand."

Telli gehorchte. Sie stieg in die Sänfte und kleidete sich um. Sie ahnte nicht einmal, daß es Petneházys Kleider waren, die sie anzog. Als sie fertig war, barg sie das Geld in ihren Gürtel und verließ den Palankin.

Sie blickte umher: der Alte war nicht zu sehen. Sie suchte ihn und rief flüsternd seinen Namen; sie erhielt keine Antwort, ganz allein befand sie sich in der finsteren Straße. Während sie sich umkleidete, hatte sich der Pater lautlos entfernt.

Als sie einsah, daß sie verlassen worden

war, begann sie in der Richtung nach der Festung zu laufen; sie meinte, jemand laufe ihr nach, doch war es nur das Echo ihrer eigenen Schritte.

Atemlos langte sie beim Festungstore an, wo sie dem Posten ihren, besser gesagt, Abdis Ring zeigte; wenn der Soldat weniger verschlafen gewesen wäre, hätte er an dem Zittern das Weib erkennen müssen; so aber ließ er sie frei passieren.

In den bekannten Straßen angekommen, fühlte Telli ihren Mut wiederkehren, hier konnte sie nicht mehr beraubt werden, denn an jeder Straßenecke standen Soldaten, und gegen die Patrouillen schützte sie ihr Ring. Sie eilte nach dem Wildpark. Eben ertönte der dritte Ruf des Muezzims, als sie durch die niedrige Gartentüre trat. Sie blickte zurück: ob nicht Petneházy in diesem Augenblicke komme? oder ist er gar schon da? Er pflegt ungeduldig zu sein, wie

jeder, der wirklich liebt. Wie schade, daß er schon morgen stirbt. Solch ein schöner Jüngling und muß doch sterben!

Wozu sollte sie ihm dies aber sagen? weshalb damit die selige Stunde verderben? Möge Liebe, Freude und Rausch bis zum Morgen währen! Morgen macht ja Abdi Pascha alledem ein Ende!

.... Abdi Pascha aber überlegte sich die Sache. Als er die Geschichte des Pilafverkäufers vernahm, sah er ein, daß es gefährlich sei, Petneházy lange aus dem Auge zu lassen. Der Mensch ist listig oder hat wenigstens listige Ratgeber, es wäre demnach angezeigt, rascher ein Ende zu machen.

Daß wußte er — er übte ja großmütige Nachsicht — daß Telli im Kiosk des Waldparkes mit ihrem Geliebten zusammenkommen werde. Sodann konnte er auch befürchten, daß sie Petneházy von der Gefahr in Kenntnis setzte. Da

kannte er aber seine Tochter schlecht. Er befahl demnach der Mutter Tellis, ihre Tochter heute Abend nicht ausgehen zu lassen, zwei Mutefelliken aber sandte er in den Wildpark, damit sie sich hinter der Türe des Kiosk verbergen; und sowie in der Nacht ein junger Mann in ungarischer Kleidung durch die Tür eintreten würde, sollten sie ihn sofort ergreifen und ihm den Kopf abschneiden.

Telli gelang es leicht, das Verbot ihrer Mutter zu übertreten, die ihr nicht mehr galt, als eine alte Sklavin, welche gleich den übrigen mit süßen Getränken und schönen Geschenken zu bestechen war. Sie ging auch in dieser Nacht ihren gewohnten Abenteuern nach, die Abdi Pascha alle auf Petneházys Kerbholz setzte, obschon die Stunden der Wonne zwischen dem ersten und dritten Ruf des Muezzims nicht Petneházy gehörten.

Die beiden Mutefelliken mochten sich wohl

gewaltig langweilen, da ihnen streng anbefohlen war, sich nicht von ihren Plätzen zu rühren und keine Silbe miteinander zu sprechen.

Als der dritte Ruf des Muezzims verklungen war, wurde ein leises Knirschen der Gartentür und bald darauf der Schall nahender Schritte vernehmbar. Die Mutefelliken paßten scharf auf.

Nach einigen Augenblicken kam die erwartete Person beim Kiosk an. Es war ein schlanker Jüngling in ungarischen Gewändern. Als die Gestalt nach der Türe des Kiosks griff, um den Schlüssel in das Schloß zu stecken, sprangen plötzlich von zwei Seiten die bis dahin verborgen gewesenen Mutefelliken hervor, und während der eine die Arme des Opfers rasch nach rückwärts preßte, drückte der andere dessen Kopf ebenso rasch abwärts, mit dem Gesichte zur Erde gekehrt; und nachdem der Handschar einmal durch die Luft geblitzt, blieb der Kopf in der Faust des Mörders zurück. Den Leichnam versteckten

sie zwischen dem Gesträuch, das abgeschnittene Haupt hüllten sie in ein bereit gehaltenes Sammettuch und übergaben es früh Morgens Abdi Pascha, der zur selben Stunde aus Belgrad von dem schwarzen Großvezier eine erschreckende Nachricht erhalten hatte. Diese besagte, daß der Mehemed Ihanzáde genannte Derwisch kein anderer sei, als der christliche Ordensbruder Pater Gabriel, der alte Sklave des ehemaligen Imams, welch letzterer auf der Reise von Stambul nach seinem Verbannungsorte Ofen in einem kleinen Dorfe gestorben war. Sein Sklave, der einzige Begleiter, hatte sich der Kleider und der geheimen Schriften seines Herrn bemächtigt und hält sich jetzt zu dem Zwecke in Ofen auf, um die Schwächen der Festung zu erspähen, diese dem christlichen Lager zu verraten und die Kuruzenanführer, die der Pforte noch treu geblieben, zum Abfalle zu bewegen. Er möge Petneházy deshalb scharf bewachen und den Spion aufknüpfen lassen.

Abdi Pascha steckte den Brief in seinen Gürtel und legte das Tuch mit dem abgeschnittenen Kopfe vor sich auf den Tisch hin.

„Ich bewachte ihn bereits," sprach er, die Worte des Briefes beantwortend. „Der verrät niemanden mehr."

Damit zahlte er den beiden Mutefelliken zweihundert Dinars aus, belobte sie und befahl ihnen, den Imam in seiner Wohnung aufzusuchen und, so wie sie ihn erblickten, ihm, ohne ein Wort zu sprechen, ebenfalls den Kopf abzuschneiden.

Nach einer Stunde meldete der Teschkeridsche des Pascha, daß die Mutefelliken zurückgekehrt seien, ohne den Imam gefunden zu haben. Doch hätte auf seinem Schreibtische ein an Abdi Pascha gerichteter Brief gelegen, den sie auch mitbrachten.

Abdi Pascha löste die Schnüre des Briefes und las folgendes:



„Abdurrahman! Suche weder mich noch Petneházy; finden wirst Du uns erst, wenn es Dir nicht erwünscht sein wird. Wenn Du diesen Brief lesen wirst, befinden wir uns im Lager der Christen. Dein Freund Mehemed Ihanzáde.“

„Petneházy ist aber nicht dort ...“, flüsterte Abdi betroffen über den Inhalt des Briefes und eilte zu dem Tische, wo das von dem Tuche bedeckte Haupt lag. Er schlug das Tuch zurück. Tellis Kopf stand vor ihm, mit den schönen krausen Locken, — mit denen der Pascha so gerne gespielt.

Abdi brüllte auf vor Schmerz und Wut. Er bedeckte die Lippen und Augen des abgeschnittenen Hauptes mit seinen Küssen und verfluchte den Pater und den Kuruzenanführer. Vergebens! Die geschlossenen Augen und Lippen öffneten sich auf keinen Kuß mehr, und der Fluch des Türken ereilte die Flüchtlinge nicht.

Der Pascha heilte seinen Schmerz mit Blut-



opfern; die beiden Mutesselliken, die ihm diesen schlechten Dienst erwiesen, mochten staunen, als sie eine Stunde, nachdem sie ihre Belohnung empfangen hatten, zum Richtgalgen geschleppt wurden. Die ganze Haremsbesatzung wurde enthauptet, Tellis Mutter mit Schlangen und Ratten in einen Sack genäht und in die Donau geworfen, doch nützte das alles nichts: die Lieblingstochter war an Stelle des verratenen Geliebten gestorben, und diesen erinnerte nichts mehr an Ofen, als die schlafraubende Begierde nach Rache..

* * *

Zitterten Ofens Mauern im Vorgefühle ihres Sturzes? bewegte sich die Fahne mit dem Pferdeschweife in windstiller Zeit auf dem Dache des Palastes? brannten nicht die vergoldeten Buchstaben über den Türen des Serails, wenn der Sultan durch sie schritt? erkrachte nicht der Thron jedesmal, wenn er ihn bestieg! Ofen schwebte in höchster Gefahr! . . .

Am dritten Juni kam die Vorhut des Christenheeres auf der Donau unterhalb Gran an; es war jene heilige Schar, deren Mission es war, Ofen, diese schönste Perle aus der Krone der osmanischen Herren zurück zu erobern.

Das Heer zählte zweiundneunzigtausendsechshundert Köpfe; mit einer solchen Macht hatten sich die Türken bislang in Europa noch nicht gemessen. Darunter befanden sich zwanzigtausend Ungarn, und außer den Reichsheeren die Freiwilligen aller Nationen der gesamten Christenwelt, die sich zu diesem neuen Kreuzzuge in Ungarn versammelten. Spanische Granden, die Herzöge Escalona und Vexas, der Marquis Valero, Graf Zuniga, britische Lords und französische Vicomtes vereinigten ihre Fahnen, um mit vereinten Kräften für die christliche Sache zu kämpfen. Eine unabsehbare Menge von Kanonen und Geschützwagen folgte dem glänzenden Heere.

Und was tat der Sultan?



In seinem Harem ließ er sich die Siegestaten seiner großen Vorfahren vorlesen: Konstantinopels Eroberung unter Mohammed, die Beschreibung der Schlacht bei Csáldiran unter Selim, die Einnahme von Rhodus, den Fall Belgrads, und wenn sein Blut beim Anhören der unsterblichen Taten seiner Ahnen in Wallung geriet, befahl er, ihm sein Schlachtroß vorzuführen, ließ er Alarm blasen, ließ sechzigtausend Fußtruppen und zehntausend Reiter ausrüsten und brach mit ihnen — zur Jagd auf. Er jagte ohne Unterlaß; dies war sein einziger Ehrgeiz.

Der Dulbendagassi, den er mit sich schleppte, verzeichnete Tag für Tag, welche Heldentaten der Padischah bei diesen Jagden vollbrachte. Mit diesen Dingen füllten sie die Blätter der türkischen Geschichte. Es gab sogar höfische Dichter, die es in Versen besangen, wenn der Pfeil des Sultans auf achtzig Schritte das Wild aufs Blatt traf.

Außer auf Bären und Wölfe erstreckten sich diese Treibjagden zuweilen auch auf Räuber, Diebe und anderes lichtscheues Gesindel, die man dann nach Beendigung der Jagd mit besonderem Behagen in Gegenwart des Sultans aufzuspießen pflegte; dies war das edelste Wild.

Ein derartiges Amüsement kostete zuweilen „einen ägyptischen Schatz.“ Mit diesem Namen bezeichnete die bilderreiche orientalische Sprache eine Summe von sechshunderttausend Dukaten.

Das Heer aber hatte seit sechs Monaten weder Brot noch Löhnung erhalten.

Außer an seine Jagden dachte Mohammed an gar nichts. Die Volkssage behauptete, Selim, den er vom Throne gestürzt, habe ihn verflucht, auf daß er niemals Ruhe haben solle, stets zu Pferde sitzen müsse, ohne irgend welchen Ruhm davon zu ernten. Der Fluch mußte von wunderbarer Kraft gewesen sein, denn Mohammed bekam späterhin einen Bruch, der ihm beim

Reiten große Schmerzen verursachte, und trotzdem war er gezwungen, unaufhörlich auf der Jagd zu sein, während das edlere Wild nacheinander unter den Schwertern der Christen fiel.

Als das Osmanenreich dem Zusammensturze nahe war, tat der Sultan nichts weiter als jagen. Er verbrachte in Larissa Monate mit unnützem Blutvergießen, während er auf dem Schlachtfelde eine Niederlage nach der anderen erlitt. Inmitten der Wälder mußten ihn die Gesandten der Großmächte suchen, dort hielt er sich mit seinen Sterndeutern auf, die durch die unverschämtesten Taschenspielereien seine sich leicht zufriedengebende Seele ergötzten.

Die Verwalter der Khayne (Schatzkammer des Sultans) zogen die alten guten silbernen Achter ein und überschwemmten dafür die Hauptstädte mit wertlosem Gelde, was in Stambul, Brussa uud Smyrna fortwährend Revolten hervorrief. Der Sultan aber fuhr fort zu jagen.



In den Provinzen empörte sich das Volk gegen die Steuereintreiber wegen der ungeheuren Steuern und steinigte die Kadis, Muftis und Janitscharen. Das ausgesogene Volk ließ seinen Boden unbebaut, Hungersnot, Teuerung suchten das Land heim, auf den freien Stoppelfeldern jagte der Sultan nur um so leichter.

Seine besten Heerführer, seine weisesten Staatsmänner starben oder fielen; Neid, von den Nebenbuhlern angezettelte Intriguen stürzten und verbannten sie und setzten Abenteurer und Spitzbuben an deren Stelle ein; die Schatzkammer war öffentliches Gemeingut geworden, niemand dachte an die Schulden, die im nächsten Jahre gezahlt werden mußten. Der Sultan aber jagte.

Arme Verbündete, ungarische Untertanen kamen mit demütigem Flehen zu dem Großherrn. Die Kiagas und Dolmetscher des Sultans verrieten sie; für einige Beutel Gold, die sie für

sich auf die Seite schafften, warfen sie den kostbaren Schatz von sich, der sich im menschlichen Leben nur einmal, niemals zweimal freiwillig darbietet: das Bündnis, die Sympathie einer ganzen Nation. Seit dem Untergange der durch die Beamten der hohen Pforte verratenen ungarischen Edelleute hatten die Ungarn keinen anderen, den sie so sehr hassen konnten wie ihren gnädigen Schirmherrn, den Sultan! — Und dieser tat doch nichts weiter, als daß er jagte.

An jenen Orten, wo er mit seiner leichtsinnigen Begleitung zu eitlen Lustbarkeiten die Tage vergeudete, hatten einstmals große Geister entscheidende Kämpfe bestanden. Die Ebenen zu Pharsalus, die Hügel des Cynocephale, die Berge Ossa und Olymp — sind Andenken an begeisternde Mannestaten. Hier überwinterte Xerxes' Anführer, Mardonius, hier lagerte Scipio vor der Schlacht bei Pharsalus, hier hauchte der

durch sein widriges Schicksal ungebeugte Pompejus nach verlorenem Kampf sein edles Leben aus, hier brach sich die Herrschaft der Persermacht und hier nahm die freie römische Republik ein Ende. Die Erde ist hier mit Blut geweiht, die Luft mit Seufzern von sterbenden Lippen geschwängert — und Mohammed wußte von alledem nichts. Über der Asche der gefallenen Helden, durch unsterbliche Schatten hindurch verfolgte er fliehendes Wild.

Einen solchen Herrscher hatte die Türkei, als sich die edelsten Völker Europas vereinigten, um die Hauptstadt Ungarns, das einstmals so glänzende, nachher so traurige Ofen aus seinen anderthalbhundertjährigen Knechtschaftsfesseln zu befreien.

* * *

Bevor wir dem Laufe dieser Geschichte weiter folgen, sehen wir, was mit Petneházy und dessen greisem Beschützer, dem Pater, geschehen.

In noch sehr jungen Jahren hatte sich Petneházy in die Tochter eines Kaschauer Edelmannes, in Barbara Kamiszay verliebt. Die Besitzungen des edlen Herrn lagen jenseits der Donau, das heißt im Bereiche der besuchtesten Heeresstraßen. Er selbst war nicht unbedeutend in die Sache Zrinys verwickelt gewesen, so daß er vollauf Grund hatte, sich für einige Zeit nach Kaschau zurückzuziehen, da dieser Ort abseits von dem Plünderungsgebiete der Türken lag und er von dort im Falle der Not schnell nach Polen oder Siebenbürgen entweichen konnte.

In ähnlicher Lage befanden sich damals viele Edelleute Ungarns, die während langer Jahre die Einkünfte ihrer Besitzungen nicht einziehen konnten und in fernen Zufluchtsorten leben mußten. Nur der damalige Gang der Dinge, die allgemeine Wohlfeilheit, weitgehende Gastfreundschaft und endlich der Drang, einander beizustehen,



ermöglichten es, daß solche Flüchtlinge nicht im Elend zu Grunde gingen.

Petneházy selbst war kein reicher Mann, und auch seine Besitzungen lagen unter jenem gefährlichen Himmelsstriche, der die Menschen zu töten vermochte, ohne daß sie krank gewesen wären.

Für einen jungen Mann, stand damals aber eine glänzende Laufbahn offen: das Schlachtfeld; Petneházy trennte sich von Barbara, um Ruhm und Vermögen zu erwerben, und um es sodann mit der treu ausharrrenden Geliebten zu teilen.

Ruhm und Vermögen wurden zwar erworben, solches blieb aber in den Händen der Türken zurück. Der junge Held floh aus Ofen in der Verkleidung eines Lastträgers, und nichts war mehr übrig, um mit der Geliebten geteilt zu werden, als seine Ehre und sein Name.

Indessen hatte er noch sein gutes Schwert, und ein solches Schwert wird selbst im kaiserlichen Heere geschätzt. Petneházy brauchte sich nur



dem ersten General zu erkennen zu geben, um die Stelle wieder einzunehmen, die er verlassen.

Er täuschte sich nicht. Der Herzog von Lothringen nahm die Flüchtlinge freudig auf, und nachdem er mit ihnen eine lange Unterredung über die Verteidigungsmittel Ofens gehabt hatte, ernannte er Petneházy zum Kommandanten eines Regimentes der ungarischen leichten Kavallerie. Pater Gabriel aber beauftragte er, nach Komorn, einer der stärksten Festungen, vorauszugehen und dort den Chef des Ingenieurkorps, Baron von Mansfeld, von allem in Kenntnis zu setzen, was er von den Befestigungen Ofens wußte, während Petneházy die aus den Komitaten herbeiströmenden berittenen Banderien organisieren werde.

Es überraschte den bekehrten Kuruzenanführer ungemein, daß er bisher überall eines so freundlichen Empfanges teilhaftig geworden, und dieses angenehme Gefühl wurde noch durch das männ-



liche Vertrauen gesteigert, mit dem ihn Baron von Mansfeld gleich bei ihrer ersten Zusammenkunft beehrte. Der wackere deutsche Herr besaß sehr nüchterne Ansichten und verstand außer der Kriegsingenieurkunst auch andere Dinge. So kam man denn auf Politik zu sprechen, und da gestand Mansfeld mit ritterlicher Aufrichtigkeit, daß aus der bis jetzt befolgten Taktik noch nichts Rechtes entstanden sei, daß es gar nicht gut tue, die ungarische und deutsche Nation in einem ewigen gegenseitigen Kampfe zu erhalten, und daß hieran durchaus nicht diese beiden wackeren Nationen die Schuld trügen, sondern einige Diplomaten mit gepuderten Perücken. Deren Egoismus, Ehrgeiz und Haß hätten die Ungarn veranlaßt, von der Erde in den Mond zu entfliehen. (So bezeichnete er in geistreicher Weise das Bündnis mit den Türken.) All' dies wird aber anders werden, wenn Ofen wieder die Hauptstadt Ungarns sein wird!



Nach dieser vertraulichen Unterredung lud der Baron Petneházy und Gabriel zum Diner ein und stellte sie beide seiner Familie vor, nachdem er sie in das Zimmer seiner Gattin geführt.

Als Petneházy die Baronin erblickte, geriet er in große Verlegenheit, denn ihre Gesichtszüge glichen auffallend denen der Frau von Kamiszay. Er wagte indessen nicht zu behaupten, daß sie es sei, bis ihn die Dame ungarisch ansprach:

„Petneházy ist ein alter Bekannter; in Kaschau besuchte er uns oft zu Lebzeiten meines seligen Gatten. . . .“

Kamiszay war gestorben, die Frau auf die alten Besitzungen zurückgekehrt, wo sie dem ersten Obersten, der um sie anhielt, ihre Hand reichte. Sie hatte recht, sie benötigte eines Beschützers. Petneházy seufzte tief auf: und was war mit dem Mädchen geschehen? . . .

Die Baronin erriet aus seinem Umherspähen, wen er suche, und kam ihm zuvor:

„Barbara ist auch da.“

In diesem Augenblicke vernahm man heiteres Geplauder, das Petneházys Aufmerksamkeit erregte. Es war Barbaras Stimme, doch wie schmerzte es ihn, dieselbe so zu vernehmen!

Sie sprach in einer fremden Sprache mit einem fremden Manne.

Die Dame und ein junger Offizier traten ein. Die schönen Locken des Fräuleins, die einstmals so bescheiden unter der perlenbesetzten Párta (Kopfbedeckung der ungarischen Jungfrauen) verborgen waren, türmten sich jetzt in hohen Wickeln auf ihrem Kopfe empor und waren mit flatternden Bändern geziert; die ausgeschnittene Taille verriet verführerisch die Geheimnisse des schneeigen Busens, den die Perlenreihen des hohen Mieders einstmals so keusch verbargen.

In gehöriger Entfernung verneigte sich das Mädchen zeremoniell vor Petneházy:

„Ah, Herr von Petneházy!"

Der Kuruzenanführer, der sich diese Begegnung anders vorgestellt hatte, war abgekühlt. Die Welt hatte sich gewaltig verändert, seit er in der Ferne gewesen. Es hatte aber jeder recht: er war beinahe zum Türken geworden, hatte in den Reihen der Türken gekämpft, ein türkisches Mädchen geliebt, weshalb hätte dasselbe nicht mit einem Mädchen geschehen sollen, das in eine deutsche Familie, in deutsche Umgebung geraten war? Trotzdem ist es eine traurige Sache, daß sich der Ungar einstmals so leicht hierhin und dorthin neigte!

Der junge Offizier wurde Petneházy als Ritter Funk von Funkenstein vorgestellt. Die ungezwungene Vertraulichkeit, die er der Familie gegenüber an den Tag legte, konnte Petneházy



sagen, daß er mehr als ein gewöhnlicher Besucher sei.

Ja, ja! wenn jemand seinen Stuhl lange frei stehen läßt, findet er ihn besetzt, wenn es ihm einfällt, wieder zurückzukehren.

Petneházy war diese Begegnung sehr peinlich. Der Ritter war ein gewandterer Courmacher und feinerer Redner als er, in dem die häufige Berührung mit den türkischen Paschas nur den rohen Trotz gesteigert hatte, und den auch die türkischen Odalisken keinen feineren Umgangston gelehrt hatten.

Zu alledem wurde die Unterhaltung in deutscher Sprache geführt, deren er nur wenig mächtig war. Da ist der Ungar schon höflicher, denn ist er Gast, bemüht er sich die Sprache seines Wirtes, ist er Wirt, die seines Gastes zu sprechen.

Während der Mahlzeit schluckte Petneházy mehr Galle als Braten. Je länger er Barbara

anblickte, je schöner fand er sie, und je länger er den Ritter betrachtete, je fester ward sein Entschluß, daß er diesen Menschen töten müsse, oder dieser ihn.

Barbara war gegen beide gleichmäßig freundlich. Auch damals durften es sich gut erzogene Mädchen nicht anmerken lassen, welchen von zwei Männern sie auszeichneten.

Nach Tische flüsterte die Baronin ihrem Gatten zu, welches Verhältnis zwischen ihnen und Petneházy zu Lebzeiten ihres ersten Gatten bestanden hatte, und zugleich, daß Petneházy ein sehr schönes Vermögen besäße und als bekehrter Heerführer bei Hofe sicherlich in hoher Gunst stehen würde. — Man müßte ihn demnach mit anderen Augen betrachten.

Mansfeld war eine gerade, ehrenhafte Soldatenseele und hatte an kleinliche Intriguen niemals gedacht. Er versprach seiner Gattin die Sache in Ordnung zu bringen. Das hatte er schon wahr-



genommen, daß sich die jungen Leute während ihres Beisammenseins unablässig mit herausfordernden Blicken maßen, und er war überzeugt, daß, sobald die Damen den Saal verlassen würden, ein Streit zum Ausbruche gelangen werde. Dem wollte er zuvorkommen.

Als die Damen aufbrechen wollten, nahm er seine Gattin und seine Tochter an den Arm und hieß die beiden Jünglinge zurückbleiben.

Gabriel hatte Petneházy keinen Augenblick verlassen, da er fürchtete, derselbe könne bei seinem wohlbekannten heißen Temperament irgend eine Torheit begehen.

Nach einigen Minuten kehrte der Baron zurück. Mit seinem offenen Gesichte trat er zu den beiden jungen Leuten hin, und jeden von ihnen bei der Hand fassend, sprach er:

„Meine jungen Freunde! Ihr beide leidet an einer Krankheit, und aus den Blicken Eurer Augen kann jeder Mensch erraten, welche Krankheit

das ist. Beide liebt Ihr ein Mädchen, und beide meint Ihr, ein Recht an sie zu haben. Petneházy verlangte die Hand Barbaras von ihrem verstorbenen Vater und Funkenstein von mir, da ich garnichts von dem ersten Versprechen wußte. In friedlichen, stillen Zeitläuften bleibt wackeren Rittern in solchen Fällen kaum ein anderes Mittel, als zum Schwerte zu greifen, damit einer von ihnen das Feld räume; denn aus eigenem Antriebe entsagte auch zu meinen Zeiten kein echter Ritter zu Gunsten eines anderen seiner Braut. Heute aber, da wir am Beginn eines ruhmvollen Kriegszuges stehen, wäre es sündig, wenn zwei tapfere christliche Helden, deren Arme den Ungläubigen gegenüber ein ganzes Heer bedeuten, sich eines Weibes halber töten wollten. Und deshalb sage ich Euch als Barbaras Vormund, als Euer guter Freund und höchster Vorgesetzter: von diesem Augenblicke an spricht keiner von Euch eher ein Wort mit Barbara, als bis

die Türken aus Ofen vertrieben sind, und dann wird das Mädchen demjenigen von Euch gehören, der der Erste auf den belagerten Mauern sein wird. Gefällt Euch dieser Ausweg, so reichet mir die Hände."

Petneházy war der Erste, der Mansfeld die Hand reichte. Er tat es mit leuchtendem Gesicht. Ein derartiges Urteil entsprach seinem Geschmack.

„Abgemacht, mein Feldherr. Und so möge mir Gott helfen, daß ich diesen Ruhm niemandem überlassen werde!"

Trotzig, die Achsel zuckend, reichte nun auch Ritter Funk seine Rechte dem Baron.

„Nun meinetwegen; aber," fügte er etwas leiser hinzu, „zuerst hätte ich den da aus dem Wege räumen wollen, die Türken hätte ich deshalb auch nicht vernachlässigt."

Ganz aufgeheitert verließ Petneházy mit Gabriel die Wohnung Mansfelds.

„Pater," sagte er scherzend, „jetzt wäre es mir recht, wenn Du noch Ihanzáde wärst, Du könntest Dich dann an Deiner Prophezeiung ergötzen, da ich sie in Erfüllung bringen werde."

Der alte Pater antwortete gutmütig:

„Und ich werde Dir helfen!"

* * *

Man fühlt schon den Totengeruch in Abdi Paschas Palast. Der Anfang des Endes naht heran. Eine unsichtbare Hand gleitet über Ungarns Flächen dahin und wischt die türkische Macht von ihnen gleich einer vermoderten Schrift, die von der Nachwelt gelesen zu werden nicht wert ist.

Und wie tief vermeinten sie dieselben einzuätzen, als sie die Buchstaben bis zum Herzen der Nation einschnitten! Hundertsiebenundvierzig Jahre lang saßen sie auf unserem Nacken, hatten sie Zeit, ihren Namen zu verewigen. Sie waren reich und mächtig, konnten tun, was sie wollten, konnten bauen, zerstören, töten und in die

Sklaverei schleppen, was sich gegen sie auflehnte, das Land gehörte ihnen! Und was blieb übrig von ihnen? Das böse Andenken. — Sie brachten Feuer über uns, schmolzen wir in ihm? Aus unserem Blute bereiteten sie ein Meer, ertranken wir darin? Zerwühlte nicht der innerliche Wurm das große osmanische Reich, in dessen Macht die kleine ungarische Nation so eingeschlossen war, wie das Weizenkorn im Munde der Mumie? Das wissen wir aber, daß solches noch nach Jahrtausenden Wurzel schlägt und keimfähig ist.

Der stete Wechsel der Großveziere bewies, daß das osmanische Reich am Rande des Abgrundes stehe. Wie will ein Reich bestehen, in dem die erste Tugend, das patriotische Ehrgefühl nicht gepflegt wird? Jeder Edelmann, der an der Spitze der Regierung stand, dachte nur an die eigene Schatzkammer, träumte nur vom Glanze seiner Paläste, von den Wonnen seines Harems. Um die ungeheuren Heeresmassen zu bezahlen,



dazu war kein Geld vorhanden, mochten diese hungern und murren. Am Dschangelkai erhob sich aber ein Feenpalast nach dem anderen, und betrügerische Agenten flohen mit veruntreuten Millionen über die Grenze, und wenn jemand klagte, wenn er das Leid des Volkes bis vor den Diwan zu bringen wagte, wurde er Empörer genannt und demgemäß behandelt. So zerfiel allmählich das aus Macht erbaute Gebäude; mutlose Heere lernten vor verachteten Feinden fliehen, und mit verschränkten Armen ließ man eine Säule nach der anderen zusammenbrechen.

Abdurrahman Pascha ist ein alter Mann, er zählt siebzig Jahre; alles, was schön und lieb ist auf der Welt, hat er gesehen; er hat das Leben benützt und genossen; er ist tapfer gewesen, hat sich einen ruhmreichen Namen erworben — wozu soll er noch länger leben? Auch er sieht das nahende Gewitter, auch er weiß es, daß er ihm nicht werde widerstehen können, aber



er ist ja bereits siebzig Jahre alt. Er war bei der Eroberung von Kandia zugegen gewesen, als Oberaga der Janitscharen hatte er damals an dem ruhmvollen Kampfe teilgenommen. Wer wünschte nicht mit solchem Angedenken zu sterben? Von den Freuden seines Harems hatte ihn nur noch das Lächeln seiner Tochter interessiert, und auch die lächelt nicht mehr.

Nacheinander begegnen sich auf der Schwelle seines Palastes die Boten, die schlimme Nachrichten bringen; er hört alle mit ruhigem Gesichte an und sagt nichts weiter dazu, als: „Ruhm sei dem, der sich niemals ändert!“

Auch darin liegt etwas Schönes, wie ein alter Soldat der Gefahr entgegen geht, die wahnwitzige Staatsmänner hoch anwachsen ließen; wie er für eine Fahne stirbt, die keine Getreuen mehr, sondern bloß Söldner hat, und wie er sich unter den Trümmern einer Feste begräbt, an die sein Kaiser vergessen.

Als man Abdurrahman die Nachricht brachte, daß das Christenheer geradewegs gen Ofen heranrücke, während sich der Großvezier nach Belgrad zurückzog, sammelte Abdi seinen Harem, seine kostbaren Pferde und sandte alles auf die Insel Csepel hinüber. Er wußte, daß er hiervon nichts wiedersehen werde. Nach drei Tagen nahm Adam Batthyány an der Spitze der leichten Kavallerie die Insel ein, und der Harem und die Schätze des Pascha fielen ihm zur Beute. Die Soldaten maßen in ihren Helmen das erbeutete Gold und Silber und würfelten um den Besitz der Schönen. In den Chroniken ist verzeichnet, daß die Kostbarkeiten zweihunderttausend Gulden wert waren. Wenn Abdi eine solche Summe den Feinden in den Rachen warf, mußte ihm das Schicksal sehr gut bekannt sein, das seiner wartete.

Pest und Alt-Ofen verteidigte er gar nicht; er zog seine gesamten bewaffneten Scharen in



der Festung selbst zusammen. Es mochten etwa sechzehntausend Mann, zum größten Teile Janitscharen sein. In der Burg wohnten damals keine Ungarn, nur eine Nation verknüpfte ihr Schicksal mit dem der Türken, und zwar die Juden, die aus Pest und Ofen mit all ihren Schätzen hierher flüchteten. Es bildete stets das Fatum der Juden, den Propheten kein Gehör zu schenken und die Zeiten nicht zu verstehen.

Abdi Pascha ließ zum Zeichen, daß er zum Kampf bereit sei, an allen vier Seiten der Burg die roten Fahnen aufhissen.

Die ringsumliegenden Berge wurden von den vereinigten Heeren besetzt, an den Abhängen die schweren Geschütze aufgestellt; ungeheure Reitermassen nahmen die Ebenen und Seitenpfade ein, und zwischen den Bäumen der Wälder waren überall Zelte und Fahnen sichtbar.

Das ungarische Heer hatte vereint mit dem Heerkörper Karls, des Herzogs von Lothringen,

die Anhöhen vor dem Wiener Tore eingenommen, die Scharen des Kurfürsten Maximilian von Bayern den Raum zwischen dem Blocks- und Festungsberg und die deutschen Reichsscharen die Wasserstadt.

Die Anführer der ungarischen Scharen waren: Johann, Nikolaus und Sigmund Eszterházy, Johann, Nikolaus und Karl Pálffy, Adam Batthyány, Nikolaus Draskowics, Thomas Nádasdy und Petneházy.

Herzog Karl hatte Petneházy auf dessen eigene Bitte zum Anführer der Fußtruppen gemacht; er war seinem Verlangen gerne nachgekommen, da er wußte, daß der Konvertite der unerschrockenste Mauerstürmer sei.

Pater Gabriel erwarb sich hohes Ansehen bei den Anführern; Leute mit wissenschaftlicher Bildung, wie er, sind bei einer Belagerung viel wert, und er besonders kannte die inneren Schutzwerke der Festung genau; er zeigte, wo die Schutz-

mauern am schwächsten, wo die Schanzen am leichtesten zu ersteigen sind, und welche Hindernisse sich darbieten, wenn die ersten Befestigungen genommen worden.

Aus seinem Vortrage war zu entnehmen, daß der am leichtesten anzugreifende Punkt der Festung die Anhöhe an der Donau ist, deren Bollwerke vernachlässigt sind und deren Kanonen keinen sonderlichen Schaden anrichten können, daß dort Pulverminen auch nicht zu fürchten sind, während der böseste Punkt die große Rondelle an der Generalwiese sei, welche das Kreuzfeuer aus den Kanonen der übrigen Festungsecken beschütze und deren Vorplatz zum Anlegen von Pulverminen sehr geeignet ist. Darüber befindet sich der Pulverturm, von dem Abdi Pascha häufig sagte, daß, wenn der Feind die Schanzen bereits erstiegen hätte, er eine Lunte hineinwerfen und sich samt jenem in die Luft sprengen



würde. Diese Stelle wird den Belagerern also viel Kopfzerbrechen verursachen.

Petneházy war nicht eben überrascht, als er nach beendetem Kriegsrat den Befehl erhielt, daß er mit seinen Truppen den Sturm auf die große Rondelle unternehmen solle; auch das überraschte ihn nicht, als er erfuhr, daß sein Nebenbuhler Funkenstein zu den bayerischen Hilfsscharen versetzt wäre, die von der Wasserseite aus stürmen würden. Er begann Fatalist zu werden und an Prophezeiungen zu glauben. „Sei unbesorgt, ich werde auch dort sein!“ ermutigte ihn Pater Gabriel, und hiermit war viel gesagt. Denn der Anführer der Artillerie Anton Gonzales betraute den Pater mit der Führung der Geschütze nach dem Schwabenberge, da er in ihm einen solchen Reichtum an Kenntnissen entdeckte, wie sie einem Manne nur ein langes Leben und niemals ersterbender Rachedurst verleihen können.



Am 19. Juni 1686 wurden die ersten Kanonen gegen die Mauern der Stadt abgefeuert.*)

Am 21. begann man in die große Rondelle Bresche zu schießen; am 23. entfloh ein Fahnenträger der Janitscharen, der Pater Gabriel die Richtung der beiden Pulverminen verriet, welche die Belagerten gruben; noch in derselben Nacht vernichteten zwei Gegenminen die Wirkung der ersteren, und in den verratenen unterirdischen

---

*) Meine Quellen zur Bestimmung dieses Tages weichen ungemein von einander ab; eine der zwei gleichzeitigen Chroniken: „Der siegreich geendigte rc. XV-jährige Türkenkrieg", welche im Jahr 1699 entstand, setzt den Anfang des Sturmes auf den 13. Juni; die zweite: „Johann Christoph Wagners christlich und türkischer Staat- und Geschichtsspiegel", die ein Jahr nach der Belagerung herausgegeben wurde, erwähnt den 19. Juni. Auch weiterhin setzt sie jede einzelne Waffentat, den Fall bedeutender Männer mit sechs Tagen später fest, als die erstere. Hammer-Purgstall läßt in seiner „Geschichte des osmanischen Reiches" den Sturm am 28. Juni beginnen. Nach Paluzyai aber kamen die vereinigten Heere vor Ofen am 18. Juni an. So stimmt dieser Autor am ehesten mit den Daten der zweiten Chronik überein.

Maurus Jókai.



Gängen entstand ein kurzer Kampf, der mit der Niederlage der Türken endigte.

Am 29. kämpften die Brandenburger Hilfstruppen in den Pester Laufgräben, und am gleichen Tage verursachten die Brandkugeln Pater Gabriels ein solches Feuer in der Festung, daß es die Türken fünf Stunden lang nicht zu löschen vermochten. Das Heer nannte den Pater nicht mehr anders als „der feurige Gabriel“, und dieser Name blieb ihm auch in den Blättern der Geschichte.

Am 5. Juli war bereits eine große Bresche in die Rondelle geschossen, und um dieselbe Zeit sanken die beiden kleineren Steinschanzen; in der Nacht versuchten dann die Bayern einen Angriff durch die geschossene Bresche, und es gelang ihnen auch bis zu den inneren Schanzpfählen vorzudringen, wo sie den eroberten Platz sofort besetzten und befestigten. Während des Kampfes waren aber einige tapfere Offiziere ge-

fallen und darunter, wie Petneházy am nächsten Tage erfuhr, auch ein Ritter Funk von Funkenstein. Die Ehre forderte es, daß er bei dem Begräbnis des gefallenen Helden zugegen sei. Die Toten wurden auf dem Friedhofe unterhalb des Blocksberges beerdigt, Petneházys Truppen erwiesen ihnen die letzte Ehre. Hier sah Petneházy mit eigenen Augen den Sarg mit der Aufschrift: „Ritter Funk von Funkenstein, gefallen am 5. August“ in das Grab hinabgleiten; er selbst warf die ersten Schollen hinab und bedauerte mit seinem edlen Herzen den Helden, ohne in ihm an den Nebenbuhler zu denken.

In diesem Augenblicke schlägt ihm jemand von hinten auf die Schulter, und als sich Petneházy umwendet, sieht er betroffen seinen totgeglaubten Nebenbuhler hinter sich stehen, der höhnisch lächelnd zu ihm sagt:

„Werfen Sie doch die Erde nicht so wohlgemut auf den Sarg da, Herr Kamerad; ich liege



nicht darin, sondern mein gottseliger Bruder Heinrich Funkenstein. — Meinen Taufnamen kannten Sie freilich nicht."

„Um so besser," entgegnete Petneházy, „wenn Sie leben; so werden wir Ofen rascher einnehmen."

Die folgenden Tage vergingen unter unablässigen Kämpfen; bald machten die Türken des Nachts einen Ausfall auf die Kampfgräben der Belagerer, töteten die dort Schlafenden und vernagelten deren Kanonen; bald schlichen die Christen in der Dunkelheit bis zu den ersten Schutzwerken und zerstörten sie, wobei von Zeit zu Zeit die Explosion einer Pulvermine die Erde unter den Füßen der Kämpfer erbeben ließ. Die Minen der Türken waren zumeist glücklicher, da die von den Christen gelegten regelmäßig in entgegengesetzter Richtung explodierten und unter den eigenen Scharen Schaden anrichteten. Die Köpfe der im Kampfe Gefallenen

stellten die Türken sodann auf den Burgmauern aus, worauf die Christen zur Erwiderung die Köpfe der gefallenen Türken auf Lanzen spießten und die Laufgräben mit diesen schauderhaften Symbolen einfaßten.

Die abgeschnittenen Köpfe vermehrten sich beiderseits von Tag zu Tag.

Am schlechtesten gelangen die gegen die Hauptrondelle und die Kurtinenmauer gelegten Minen; an diesen Punkten verzeichnete man die meisten Verluste mit dem wenigsten Erfolge. Wie es Pater Gabriel vorausgesagt, hatten die Bayern ein viel leichteres Spiel, die an dem Abhange der Donau arbeitend, von den Kanonen und Pulverminen des Feindes nichts zu befürchten hatten.

Am vierzehnten ward der erste Sturm gegen die Breschen unternommen. Um sieben Uhr abends wurden sämtliche Belagerungsgeschütze auf einmal abgeschossen und verstummten dann. Alle

standen in Schlachtordnung, die spanischen Freiwilligen und ungarischen Fußtruppen begannen schon zu stürmen, als eine durch die Kaiserlichen zum Explodieren gebrachte Mine so unglücklich aufflog, daß zweihundertfünfzig Mann des eigenen Heeres zerrissen wurden. In der hierdurch entstandenen Verwirrung kamen viele tapfere Helden ums Leben; der bayerische Herzog Bejar, der englische Herzog Zaimes und Piccolomini wurden verwundet, nur Petneházy blieb unverletzt, trotzdem er kaum hundert Schritte weit von der unglückseligen Mine stand.

Auf der anderen Seite eroberten die Bayern in der nächsten Nacht die kleine Rondelle. Funkenstein hatte bloß noch einen Schritt bis zur Festungsmauer, während Petneházy selbst vom ersten Schritt zurückgeschleudert worden war. Es schien unmöglich, daß er ihm auf dieser Seite zuvorkomme.

Aber was unmöglich schien, geschah dennoch.



Am nächsten Nachmittag richtete „der feurige Gabriel“ seine Bomben so glücklich, daß eine derselben das Dach des Pulverturmes auf der großen Rondelle durchschlug und ihn in die Luft sprengte.

Augenzeugen berichten, daß im Augenblicke der Katastrophe der Himmel sich verfinsterte, wie wenn die Nacht den Tag urplötzlich verdrängt hätte; zischende Granaten, brennende Balken, zerrissene Leichname flogen meilenweit umher, und der furchtbare Luftdruck ließ die Wasser der Donau aus ihrem Bette treten und Pest völlig überschwemmen. Jedermann glaubte, die Erde sei eingesunken! Erst nach Minuten kehrten die Menschen zur Besinnung zurück, und da sahen sie, in welch furchtbarer Weise die Rondelle binnen eines Augenblicks zerstört worden war. Die Seitenmauern waren zwanzig Klafter weit niedergeworfen, die Schanzpfähle waren zerschmettert, die Gräben verschüttet. — Fünfhundert



Türken fanden den Tod bei dieser Katastrophe: „der feurige Gabriel“ hatte ganz allein eine Schlacht gewonnen.

Nach diesem Erfolge forderte der Herzog von Lothringen Abdi Pascha sofort auf, die Burg zu räumen, da er sie doch nicht mehr verteidigen könne. Der türkische Kommandant erwiderte: so wenig man ihn vor den bisherigen Angriffen zur Übergabe der Festung aufgefordert habe, so wenig möge man ihn weiterhin auffordern, denn er ergebe sich nicht und habe dies auch garnicht nötig. Diese Festung sei der Schlüssel des osmanischen Reiches, die er nicht verlassen dürfe. Er wisse mit Bestimmtheit, daß man ihm zu Hilfe kommen und ihn entsetzen werde, und die Christen vernichteten sich heute gerade so nutzlos, wie vor zwei Jahren. Er vertraue Mohammed und dem Sultan, die ihm helfen würden. Zum Tausche biete er eine andere Festung an, z. B. Eger oder Stuhlweißenburg, Ofen aber gebe er nicht auf.

Am vierundzwanzigsten verbreitete sich das Gerücht, der Großvezier habe bei Essegg mit fünfzigtausend Mann die Donau überschritten, um die belagerte Feste zu entsetzen. An diesem Abend war das Kanonenfeuer der Türken besonders heftig, und diese selbst erschienen mit Fahnen und singend auf den Schanzen, zum Zeichen, daß auch sie durch ihre Spione das Nahen des Großveziers in Erfahrung gebracht.

Die Anführer beschlossen nun einen allgemeinen Sturm, während die Husaren dem Großvezier entgegenschickt wurden, der, wie es verlautete, vor den Mauern von Stuhlweißenburg stehe.

Abdi Pascha verteidigte sich heldenmütig, der Sturm wurde zurückgeschlagen; die Christen wurden mit solcher Wut angegriffen, daß sie die bereits besetzten Punkte aufgeben mußten. Am zweiten und dritten Tage trat eine Pause zwischen den Kämpfenden ein, am vierten Tage aber

kehrten die Husaren mit der Meldung zurück, daß was an türkischen Truppen vor Stuhlweißenburg stehe, zum überwiegenden Teile zusammengeraffter Pöbel sei, der sich mit der viel kleineren ungarischen Schar nicht messen könne. Zum Beweise brachten sie etliche Gefangene mit, indessen berichteten sie, daß der Großvezier mit einer viel stärkeren Macht zwischen den Bergen herangerückt komme.

Um die Mittagszeit des 30. Juli erschienen die Fahnen des Großveziers zwischen den Ofener Bergen, den bayerischen, ungarischen und kaiserlichen Scharen gegenüber. . . .

Bei der Nachricht, daß der Großvezier erschienen sei, begann der Eifer der Belagerer zu erlahmen. Im Kriegsrat riet ein Teil der Heerführer, darunter Stahremberg, die Belagerung aufzugeben; das kaiserliche Heer solle sich nach so vielen Verlusten und Kämpfen mit Schmach und Schande von dieser den Türken nicht zu

entreißenden Festung zurückziehen. Die ungarischen Anführer und die beiden Herzöge von Baden bekämpften diesen demütigenden Antrag. Ludwig von Baden war kühn genug, ihnen ins Gesicht zu sagen, daß der Erfolg nicht durch die Lauheit der Belagerer so sehr verzögert werde, sondern dadurch, daß man niemals einen Plan ausgearbeitet habe.

Um diese Zeit hatten die Christen schon zehntausend Mann Fußtruppen und zweitausend Mann Kavallerie durch Waffen, Pulverminen und Krankheiten verloren.

Mit vierzigtausend Mann wandte sich der Herzog von Lothringen gegen den Großvezier, und am 13. August standen sich die beiden Heere in Kanonenschußweite gegenüber. Belagerer und Belagerte erwarteten den Kampf, von dem das Schicksal der Burg abhing. Der Kampf aber erfolgte nicht, denn jeder der beiden Anführer hielt seinen Standpunkt für gut und erwartete



den Angriff. Und am Ende, wenn der türkische Heerführer Zeit zum Warten hatte, so hatte sie der Herzog doch sicherlich. Das Verzögern war nicht sein Schaden.

In derselben Nacht machten die Türken den Versuch, die Pest und Ofen verbindende Brücke mit Feuerschiffen zu zerstören, doch er mißlang.

Der Großvezier wollte der entscheidenden Schlacht ausweichen, dafür aber um jeden Preis frische Truppen in die Burg führen. Am Morgen des 14. umging eine aus achttausend Spahis und Janitscharen bestehende Truppe den rechten Flügel der Christen und brachte dadurch die kroatischen Fußtruppen in solche Verwirrung, daß sie ihren eigenen Obersten zerstampften. Nun entspann sich ein wütender Kampf, die Kroaten warfen sich mit den Ungarn vereint auf die Türken, trieben die Reiterei in die Flucht und hieben die im Stiche gelassenen Fußtruppen bis zum letzten Mann nieder. Zweitausend Türken

fielen, darunter zwei Paschas; Fahnen und acht Kanonen blieben in den Händen der Sieger. Dieser Kampf fand am großen Schwabenberge statt. Die erbeuteten Fahnen wurden in den Laufgräben aufgepflanzt, damit Abdi Pascha von der Burg aus die Beweise der Niederlage der Türken sehen konnte. Bei jedem der getöteten Janitscharen fand man drei Handgranaten und eine Schaufel. Es schien wahrscheinlich, daß sie sich auf dem Schwabenberge rasch verschanzen und festsetzen wollten.

Bis zum 17. antworteten einander bloß die Kanonen, die Feinde ruhten und warteten beiderseitig, am 17. brachten die Türken eine Mine zum Explodieren, die indessen nur ihnen selbst schadete.

Unterdessen verteidigte Abdi Pascha die Festung mit erneutem Eifer; er ließ die entstandenen Breschen ausfüllen, er begeisterte seine Truppen, während die Belagerer durch die Plänkeleien



des Entsatzungsheeres ermüdet und entmutigt wurden.

Am Sankt-Stephanstage (20. August) wurde das Christenlager durch eine Reitertruppe überfallen; es waren beritten gemachte Janitscharen, wackere Soldaten, denen es einerlei ist, ob sie gestern zu Fuß verwendet wurden und heute zu Pferde, die aber immer gleich gut kämpfen. Dasselbe kroatische Regiment verstellte ihnen den Weg, das vor einigen Tagen den Sieg erringen half. Diesmal durchbrachen sie dessen Reihen, in gestrecktem Galopp stürmten sie dann bis zu den das Lager umschließenden Schanzen, wo sie von ihren Pferden sprangen und die Schutzwerke zu Fuße, mit dem blanken Schwerte in der Hand, einnahmen. Bevor sich die Christen von ihrer Verwirrung erholen konnten, waren sie in die lange, von den Türken Taban benannte Vorstadt eingedrungen; hier kamen ihnen die eisengepanzerten Reiter Heißlers entgegen,



mit denen sie den Kampf gleichfalls aufnahmen und die sie zur Flucht zwangen. Schon näherten sie sich dem Weißenburger Tore, schon zog Abdi Pascha zu ihrem Beistande heran, als Petneházy mit seinen Fußsoldaten erschien und einen grimmigen Kampf mit ihnen begann, der damit endete, daß von zweitausendfünfhundert Janitscharen kaum fünfhundert, und auch diese zum überwiegenden Teile verwundet, in die Festung gelangten.

Trotzdem blieb es ein Triumph: ein moralischer Triumph der aufopfernden Tapferkeit des türkischen Soldaten über die Unentschlossenheit der christlichen Heerführer. Was hätte geschehen können, wenn statt eines Janitscharenregimentes das ganze türkische Heer die Unsrigen angriff? Unser Glück war die gezwungene Tatenlosigkeit des Großveziers.

Aus Freude über diesen Erfolg ließ Abdi Pascha ein dreimaliges Reihenfeuer aus sämt-

lichen Kanonen abgeben und vier neue rote Fahnen auf seinen Mauern aufhissen.

Am 22. August machten die Kaiserlichen einen Scheinangriff, der zum Zweck hatte, das Kastell zu erobern. Der Plan gelang: dreihundert Soldaten erkletterten den zerschossenen Turm und warfen die Türken in die Tiefe. Am nächsten Tage befand sich der Turm in den Händen der Christen, die Kanonen wurden emporgezogen, und von ihrem hohen Standpunkte aus konnten sie die ganze Festung bestreichen.

Während des nächtlichen Sturmes sandte Abdi Pascha einen zum Türken gewordenen Ungar und einen Mohren mit Briefen an den Großvezier. Der Mohr war ein guter Schwimmer, er durchschwamm die Donau zweimal, um zum Großvezier zu gelangen, den anderen aber griffen die Husaren auf. Sie fanden den Brief bei ihm, der folgendes enthielt:

„Es ist mir nicht mehr möglich, das Schloß



länger zu halten, und der Fall desselben zieht auch den der Festung nach sich. Ich erbitte mir rasche Hilfe, sonst hat jedweder Widerstand ein Ende. Ich habe nichts versäumt. Ich habe alles aufgeboten, was in meiner Macht stand. Mich kann keine Schuld treffen. Der Feind hat sich all' meinen Anstrengungen zum Trotze im Schlosse festgesetzt; die ich gegen ihn sandte, sind nicht mehr. — Um Hilfe, rasche Hilfe bitte ich im Namen des großen Gottes!"*)

Zwar versuchte Abdi Pascha noch am zweiten und dritten Tage, das Schloß zurückzuerobern, doch ebenso erfolglos. Aus den umliegenden Häusern vernichtete er mit Gewehrfeuer und Granaten jene, die sich in dem zerschossenen Turme befanden; und die sich dort nicht verschanzen konnten, wurden von den Türken mit brennenden, mit Pech überstrichenen Pfeilen über-

*) Ladislaus Szalay: Band V. pag. 329. Bei Röder: der Brief Vecchi's. M. J.

schüttet. Dieser Punkt war der Schauplatz eines dreitägigen erbitterten Kampfes, Mann gegen Mann.

Man wußte, daß die Zeit gekommen sei, da der Großvezier den entscheidenden Schlag gegen die Belagerer führen müsse, wenn er Ofen entsetzen wollte.

Am 29. August, ehe noch der Morgen graute, stiegen die türkischen Scharen in die Ebene hinab. Die Türken zählten tausend Spahis, zweitausend Janitscharen und fünfzehntausend Tartaren. Fünfzehnhundert Reiter erschienen wie aus der Erde hervorgezaubert in Altofen, und die Vorposten in die Flucht jagend, warfen sie sich auf das Donaurondell. Hier standen die ungarischen Fußtruppen und die deutschen Schützen unter der Anführung Abdi's, die den Feind zurückschlugen, der sich nun auf die große am Rokusberg erbaute Kanonenbatterie warf, wo die Generäle Mercy und Heißler den Sturm abhielten. Die Türken kämpften

mit Todesverachtung, und ein aus zwei tödlichen Wunden blutender Aga hatte noch Kraft genug, Mercy einen solchen Schwerthieb zu versetzen, daß dieser unter der Wucht des Streiches tot vom Pferde sank. Doch alles war vergebens, in die Stadt vermochten sie nicht einzudringen, der furchtbare Sturm wurde zurückgeschlagen; ein Teil des zersprengten Heerkörpers wurde durch das Reiterregiment Franz Pálffys gegen den kleinen Schwabenberg zurückgedrängt, alle Ordnung war geschwunden. Die durch Pálffy verfolgten Spahis trieben den Herzog von Lothringen vor sich her, der schon nahe daran war, gefangen zu werden, als ihm plötzlich Schöning mit den Brandenburgern zu Hilfe kam. Die zwischen zwei Feuer geratene Schar kämpfte verzweifelt; mit einem rasenden Angriffe brach sie sich seitwärts einen Weg, bahnte sich eine Bresche bis zu dem Hauptquartier des kaiserlichen Herzogs und ließ sich dort unter wütendem Widerstande niedermetzeln.



Von dem Truppenkörper, den der Großvezier des Morgens abgesandt hatte, kehrte kein Mann zurück.

Mittags war der Kampf zu Ende.

Um ein Uhr nachmittags marschierte unter klingender Musik Scharfenbergs lang erwartete Schar unter der Anführung Piccolominis über die Brücke; der Großvezier sah dies von der Bergesspitze aus und zog sich von dort in sein verschanztes Lager zurück.

Nach einigen Tagen kamen zwölfhundert Schweden aus ihrer Heimat an, um gleichfalls an der Belagerung teilzunehmen; das Christenheer hatte sich um sechstausendzweihundert Mann vermehrt, das türkische Entsatzungsheer hatte sich zurückgezogen: — Ofens Schicksal war entschieden.

Am zweiten September um drei Uhr nachmittags verkündeten sechs Schüsse vom Blocksberge, daß der Augenblick des entscheidenden

Sturmes gekommen sei. In der Burg sang man den Choral, welchen die dem Tode entgegengehenden Helden anzustimmen pflegen. Abdurrahman wußte, daß dies der letzte Tag für sein greises Haupt und für den Halbmond in Ofen sei.

Noch einmal sandte er einen Brief an den Großvezier, in welchem er ihm den Vorwurf machte, daß die Frauen in der belagerten Festung dem Feinde mehr Schaden zufügen, als er mit dem ganzen Osmanenheer; aber auch dieser Bote wurde aufgegriffen, der Großvezier vernahm den Vorwurf nicht, und zu Hilfe wäre er doch nicht gekommen.

Auf das gegebene Zeichen begannen die Batterien am kleinen Schwabenberge das die Bresche verdeckende Pfahlwerk zu zerstören, während sich in den Laufgräben dreitausend Mann unter Spinolas Anführung geräuschlos und unbemerkt an die Festungsmauern heranschlichen.

In die Nähe der Bresche gekommen, griffen

sie dieselbe plötzlich an und warfen sich auf die Verteidiger. Der Türke zeigte sich bewunderungswürdig; er gab keinen Fuß breit Raum, und während ein Teil am Fuße der Bresche Schwert gegen Schwert kämpfte, warf ein anderer brennende Granaten und mit glimmenden Lunten versehene Pulversäcke auf die Belagerer hinab.

Ein ähnlicher hartnäckiger Widerstand empfing die das Burgkastell angreifenden Bayern, die zweimal zurückgeschlagen wurden. Schon waren die Anführer Piccolomini, Graf Tattenbach und Oberst Zacco gefallen, schon begann die Energie der Belagerer allmählich zu erlahmen, als das Kampfgetöse plötzlich von einem Triumphgeschrei übertönt wird und die Kämpfenden auf den Trümmern des mittleren Rondells die Fahne der Christen mit dem Bildnisse der Schutzpatronin Ungarns flattern sehen. Petneházy war's, der die Fahne dort aufgepflanzt hatte, und die mit ihm dort kämpften, das waren die ungarischen

Haiduken, die der unermüdliche Pater Gabriel mit Kreuz und Schwert anfeuerte.

Abdurrahman sah den verkündeten Feind gegen sich herannahen, sah die Fahne immer näher, immer höher steigen, die sich zuerst in die Mauern seiner Schanzen bohren mußte. Vergebens richteten seine Schützen ihre Pfeile gegen ihn — jener Mann dort kann nicht fallen, ihm kann nicht widerstanden werden. Nur bei Gott ist noch Erbarmen!

In verzweifeltem Grimme kämpfen Spahis, Janitscharen, Sarazener mit Haiduken und Grenadieren. Keine Hilfe winkt mehr, nur allein bei Gott.

Die flatternde Fahne rückt immer näher, plötzlich springt Petneházy auf die Schulter eines Kameraden, und mit einem Satze sich auf die Schanze schwingend, hißt er mit mutiger Hand sein Banner auf.

„Schmettert ihn herunter von dort!“ brüllt



Abdurrahman, doch wenn er auch schwiege, würden seine Tapferen auf ihn losstürzen. Jene Fahne darf dort nicht wehen; jener, der sie dort aufgepflanzt, darf das Tageslicht nicht mehr erblicken.

Petneházy versteht seine gefährliche Position gut zu verteidigen; zwei, drei, die auf ihn losstürzen, sinken mit gespalteten Köpfen zur Erde. Jetzt schleudert aber von der Spitze eines Baumes, der sich auf der Basteimauer erhebt, ein Kurde seinen Lasso so gewandt, daß er sich um den Hals des kämpfenden Helden schlingt, und im nächsten Augenblicke fühlt er sich in die Lüfte gerissen und schwebt an den Baumzweigen — im ruhmreichsten Momente seines Sieges dem schmählichsten Tode ausgesetzt.

Abdurrahman brüllt vor Freude, doch verläßt den ungarischen Helden in diesem kritischen Momente nicht die Geistesgegenwart; rasch erfaßt seine Linke den um seinen Hals geschlungenen Strick, während die Rechte ihn mit

dem Schwerte durchschneidet, und in demselben Augenblicke steht er wieder auf den Füßen. Da kommen ihm auch seine Haiduken zu Hilfe und befreien ihn aus den Händen der Feinde.*)

Bei diesem Anblicke zerriß Abdurrahman seinen Mantel, und seinem Pferde die Sporen gebend, sprengte er hinweg. Am Burgschloß kommt ihm sein Salihdar entgegen und fragt ihn, wohin er eile.

„Bei Gott ist nur Hilfe!" antwortete ihm der Pascha. „Die Tage neigen sich ihrem Ende zu, wir sind nicht mehr die Herren hier! Kehre zurück, stecke meine Wohnung in Brand und sende die Eunuchen aus, damit sie der Reihe nach alle Häuser und die Lunten der Pulverminen anzünden. Unter dem Tubabaum sehen wir uns wieder."

Dieser Tubabaum befindet sich im Paradiese.

Von hier sprengte er gegen das Wiener Tor,

*) Siehe Cserey und Hammer-Purgstall.



um wenigstens nicht angesichts Petneházys und des falschen Ihanzáde zu fallen.

Am Siegesplatze (türkische Benennung) begegnete er dem Recsinbtar-Aga und dem Artilleriekommandanten.

„Zurück! Zurück! nur der Ruhm ist noch für uns übrig, das Leben nimmermehr!“

Damit ritten alle drei zum Wiener Tor, wo sie, während die feindlichen Kürassiere durch die Bresche eindrangen, von ihren Pferden sprangen, diese sofort niederstachen und, mit dem blanken Schwerte in der Hand, zu Fuße sich zwischen die Stürmenden warfen. Nach einigen Minuten hatten alle drei den Tod gefunden, und die Sieger drangen über Abdurrahmans Leichnam in die Stadt ein.

Hier war die Flucht allgemein geworden, mit dem Siege Petneházys war die Verteidigungsordnung der Türken zerstört, an jeder Straßenecke wurden die Flüchtlinge von feindlichen

Scharen empfangen; hier flehten sie kniefällig um Gnade, die ihnen nicht gewährt wurde, dort kämpften sie verzweifelt bis zum letzten Mann, und inmitten dieses Kampfes begannen die in Brand gesteckten Häuser plötzlich lichterloh zu brennen, in deren letzten Zimmern um die letzten Augenblicke gekämpft wurde.

Am längsten währte der Kampf im Burgschlosse; dort hatten sich zweitausend Männer, Frauen und Kinder mit einem Janitscharenaga und dem Obermufti in einem runden Turme verschanzt und verteidigten sich mit solcher Verzweiflung, daß die weitüberwiegende Macht der Bayern sie nicht zu bewältigen vermochte. Um dem Kampfe ein Ende zu machen, begnadigte sie der herzogliche Anführer. Der Janitscharenaga warf sich dem Herzog zu Füßen und überreichte ihm eine kleine Büchse, mit den letzten Diamanten Abdi Paschas gefüllt, die

der türkische Anführer vor dem Kampfe von seinen Gewändern riß und die der vorsichtige Aga wohlweislich aufhob, um sein Leben auszulösen.

Die in die Burg geflüchteten Juden entwichen, als die Gefahr aufs höchste gestiegen, durch den zum Wasser führenden Tunnel zur Donau hinab, in der Hoffnung, daß es ihnen gelingen werde, inmitten der allgemeinen Verwirrung mit ihren Schätzen Schiffe besteigen und entkommen zu können. Gerade dies wurde aber ihr Verderben, denn dort gerieten sie den unbarmherzigen Tolgatschiks in die Hände, die sie mit Weib und Kind niedermetzelten und ihre Schätze unter einander teilten. Besser erging es jenen, die, innerhalb der Festung zurückbleibend, sich in der Synagoge und in den Kellern verborgen hatten und sich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergaben. Da sie deutsch sprechen konnten, wurde ihnen das Leben — für ein Lösegeld von tausend Talern — geschenkt. Die sie auffanden, waren Brandenburger.



Eben wies die Sonnenuhr auf der Mauer der König-Matthias Kirche die fünfte Stunde.

Zwei Stunden lang hatte das blutige Trauerspiel gewährt.

Zum Zeichen dessen, daß wirklich alles zu Ende sei, flogen unter erderschütterndem Krachen die von Abdi durch alle Straßen gelegten Pulverminen in die Lüfte und legten noch in Schutt und Trümmer, was die Belagerung verschont hatte. Die Festung Ofen war nichts mehr als ein rauchender, mit brennenden Balken und dem Blute Tausender durchtränkter Trümmerhaufen.

Und wer diese erschütternde Tragödie von den Tétényer Hügeln mit größter Seelenruhe ansah — das war der türkische Großvezier. Angesichts des türkischen Heeres fiel Ofen, der Schlüssel, der Stolz des osmanischen Reiches.

Petneházy war beim entscheidenden Sturm der Erste auf den Mauern gewesen, und sein Nebenbuhler einer der letzten unter jenen, denen



die Verteidiger des runden Turmes am längsten Widerstand geleistet hatten.

Am nächsten Morgen durchwanderte Petneházy in Begleitung Pater Gabriels die Trümmer Ofens. Kaum fand er mehr bekannte Orte, alles war zerstört. Die Bäume des Wildparkes waren gefällt, keine Spur verriet mehr die Stelle des romantischen Kiosks und der Rosenlauben. Nur eine gebrochene Steinplatte erinnerte noch an etwas, das während der Schanzarbeiten zur Hälfte mit Erde bedeckt worden war. Soviel ersah er aus der Form des Steines, daß es ein türkischer Grabstein sei, und soviel vermochte er aus den arabischen Buchstaben zu entnehmen, daß auf jenem Steine der Name Telli eingegraben stand. Es tat ihm wohl, daß er das Haus, in welchem er sie zuletzt gesehen und zu hassen gelernt hatte, nirgends mehr vorfand.

Der Pater drückte stumm die Hand des Jünglings; vielleicht erriet er seine Gedanken?



Als sie die rauchenden Ruinen verließen, kam ihnen Heißler entgegen, der Petneházy niemals recht leiden mochte und den Pater noch weniger. Es ärgerte ihn, daß die Ungarn Mut — und Verstand besaßen. Wie es sich später herausstellte, war Funkenstein sein Schwager, was nach der gestrigen Heldentat Grund genug zum Zorn gegen Petneházy sein mochte.

„Sie brauchen sich gar nicht nach dem Hauptquartier zu bemühen, Herr Oberst," meinte Heißler trocken, „da ich Ihnen bereits Befehle vom kommandierenden Herzoge bringe. Die beiden Paschas von Eger ziehen gegen Pest heran, sind schon bis Hatvan gekommen und verschanzen sich dort; wir müssen sie nun von dort vertreiben, bevor sie sich festsetzen. Übernehmen Sie Ihr Husarenregiment in Pest und folgen Sie mir noch in dieser Stunde; ich selbst werde die Aspremont-Kürassiere anführen. Der feurige Herr Gabriel aber möge sich zu dem Herzog

begeben und dort die weiteren Befehle abwarten."

Pater Gabriel flüsterte Petneházy ins Ohr: „Hüte Dich vor diesem Menschen, der einen jeden Herr nennt. Meines Wissens nannte der Ungar bloß seinen Gott und seinen Fürsten Herr, und wenn er einen anderen so nennt, so spottet er seiner."

Damit trennten sie sich.

Petneházy begab sich nach Pest und schloß sich mit seinem Husarenregiment den Kürassieren Heißlers an. Es war ihm auffallend, daß man zu einem solchen Unternehmen keine Kanonen mit sich nahm.

Am nächsten Tage kamen sie in schönster Ordnung vor Hatvan an.

Dort gab Heißler Petneházy den Befehl, die von dem türkischen Heer gesammelten Rinderherden bei hellichtem Tage aus der Stadt zu holen.



Die Aufgabe schien unmöglich bis zur Lächerlichkeit, Petneházy aber sagte nicht, daß sie es wäre. Damit niemand an seinem persönlichen Mute etwas auszusetzen hätte, wählte er die fünfzig Besten seiner Husaren aus, und sich an deren Spitze stellend, ritt er mutig bis zu den türkischen Schanzen, wo die Herden weideten.

Einige Kugeln pfiffen über ihre Köpfe hin, ohne ihnen irgend welchen Schaden zuzufügen; später eröffnete der Feind ein heftiges Gewehrfeuer, worauf Petneházy die Reihen seiner Schar lichtete und im scharfen Trabe auf die Herde zuritt; die wachthabenden Kurden ergriffen die Flucht und ließen die Kühe im Stiche, die Husaren aber umzingelten mehrere hundert Stück derselben und begannen sie rasch vor sich herzutreiben.

Die in der Stadt befindlichen Türken hielten die Bewegung anfänglich für eine List und rührten sich nicht von ihren Plätzen, jetzt aber stürmte

der Pascha von Eger selbst mit seinen Heerführern und sechshundert Spahis den Husaren nach, um sich den Schimpf nicht antun zu lassen.

Heißler sah sehr gut, in welcher Gefahr Petneházy schwebte, ohne sich jedoch selbst von der Stelle zu bewegen. Fiel er, so konnte man sagen, er habe den Lohn für seine lächerliche Verwegenheit erhalten, entkam er aber, so war er bloß dem Befehle nachgekommen.

Petneházy aber dachte nicht ans Entkommen, sondern ließ seine Soldaten rasch anhalten, als er sah, daß ihn der Türke sofort eingeholt haben müsse, und wandte sich mit seinem Häuflein gegen die Verfolger, deren einer Teil der Herde nachsetzte, während der andere erst anhielt, als die Husaren einhergejagt kamen.

„Jeder arbeite auf eigene Faust!" rief Petneházy, und damit stürmte er selbst geradeswegs auf den Pascha von Eger los, und so wie der-



selbe in seinen schönen silbernen Panzer gehüllt war, durchbohrte er ihn mit dem Schwerte. Im gleichen Augenblicke schnitt ein zweiter Husar einem der türkischen Anführer ein Stück seiner Schädeldecke ab. Die Türken gerieten beim Fall ihrer Führer in Verwirrung, Entsetzen ergriff sie; allmählich kamen einzelne Husaren und Dragoner zum Beistande der Gefährten daher gesprengt, der Kampf ward allgemein, die Verwirrung noch allgemeiner. Endlich lagen zweihundertfünfzig Türken auf dem Schlachtfelde, unter ihnen die Anführer, achtzig wurden gefangen, die übrigen flohen nach Eger, ließen Hatvan, die Rinderherden und das Großsiegel des Pascha im Stiche. Dies nahm Petneházy als Zeichen seines Triumphes mit sich nach Ofen und übergab es dort dem kommandierenden Herzoge, der es dem Kaiser schickte.*)

*) Siehe: „Der siegreich geendigte Türkenkrieg" pag. 93.

Als er in Pest mit Pater Gabriel zusammentraf, umarmte ihn dieser voll Freude:

„Ich gab Dich verloren! Jetzt hänge das Kriegshandwerk aber an den Nagel und kehre zu Deiner Braut nach Komorn zurück. Führe sie zum Altar und hernach in das Schloß Deiner Ahnen und bemühe Dich, ein glücklicher Mensch zu sein. Der Kaiser hat Dich zum Grafen ernannt, und das lieben die nicht sonderlich, die hinter Dir zurückgeblieben sind.“

Indessen nahm Petneházy den guten Rat seines alten Mentors nicht an. Ruhmsucht und Ehrgeiz rissen ihn mit sich fort; statt mit seinen blutigen Lorbeeren zu Barbara zu eilen, fand er es für besser, in dem Hauptquartiere zu erscheinen. Dort empfingen ihn viele lächelnde Gesichter, darunter auch das Funkensteins, der scherzend zu ihm sprach:

„Jetzt bist Du wirklich ein so großer Mann geworden, daß Du gar nicht mehr um die Hand



eines im Range so tief unter Dir stehenden Mädchens wie Barbara werben müßtest; wenn Du nach Wien hinauf gingest, fändest Du die Herzoginnen nach Dutzenden, die mit aller Gewalt Dich heiraten wollten."

„Laß Du mir die in Frieden, die ich mir sauer genug erworben habe, und nenne sie auch nicht Barbara, denn Barbara ist sie nur für mich, aber für Dich nicht."

„Gut, gut, tue nur nicht so hochmütig, es ist ja nicht Dein Verdienst, daß dort, wo Du kämpftest, weniger Mauern und weniger Männer waren, als da, wo ich focht."

Hieraus hätte sich ein heftiger Streit entsponnen, wenn sich die anwesenden Herren nicht ins Mittel gelegt hätten, worauf die beiden Ritter einander die Hände reichten. Da Petneházy für den nächsten Tag vom Herzog Urlaub erbeten hatte, um nach Komorn zu seiner Braut zu reisen, schlug Funkenstein alsbald vor, noch

ein Abschiedsmahl zu feiern. Die edlen Herren begannen damit am späten Abend und blieben bis zum hellen Morgen beisammen, tranken und waren guter Dinge. Endlich ließ Funkenstein französische Weine bringen und zwang Petneházy, davon zu trinken, dem der Champagner denn auch ungemein mundete.

Als in der Frühe Reveille geblasen wurde, begleiteten Petneházy seine guten Freunde bis zu den türkischen Bädern, wo sie von ihm Abschied nahmen und ihn allein gen Komorn ziehen ließen.

Petneházy nahm etwa fünfzig Husaren mit sich, da man noch immer voraussetzen konnte, daß man umherschweifenden Tartarenhorden begegnen werde, und ließ sich mit dem Leutnant der Truppen in ein trauliches Gespräch ein. In der Nähe von Vörösvar begann er plötzlich zu klagen, daß er es entsetzlich heiß fände, während der Leutnant behauptete, daß ein sehr kühles



Lüftchen wehe. Nacheinander mußte Petneházy zuerst seinen Oberrock, sodann die Weste ablegen, bis er in Hemdärmeln zu Pferde saß, und trotzdem klagte er über unausstehliche Hitze. In großen Tropfen perlte ihm der Schweiß von der Stirne.

Nach einer Weile sagte er dem Leutnant, daß ihm der Kopf vor Schmerzen schier zerspringe. Der Leutnant schrieb dies der durchschwelgten Nacht zu und riet ihm, in Vörösvar angekommen, sich niederzulegen und auszuruhen.

Jetzt begann Petneházy scharf voraus zu reiten, und dem Leutnant schien es, wie wenn sein Vorgesetzter vom Pferde stürzen wolle. Er rief ihm nach, worauf Petneházy anhielt und ihn erwartete.

Sein Gesicht war völlig verändert, seine Augen waren eingesunken und die Lippen ganz blau und geschwollen.

„Balthasar,“ sagte er zu dem Leutnant,

„ich bin vergiftet; doch ich kehre um und töte denjenigen, der mich tötete!“

Damit preßte er seinem Rosse wütend die Sporen in die Weichen und sprengte gen Ofen zurück.

Er ritt in so wahnsinniger Eile, daß ihm seine Husaren nicht zu folgen vermochten und hinter ihm zurückblieben. Plötzlich sahen sie, daß er von der Straße abwich und dem freien Felde zuritt, wie jemand, der das Bewußtsein verliert und sein Pferd nicht mehr zu lenken vermag. Das Roß jagte über Stock und Stein dahin und kam den Begleitern des Obersten zuweilen so nahe, daß diese Petneházys verstörtes Gesicht, seine blauangelaufene Stirne und brennenden Augen sehen, und hören konnten, wie sein von blutigem Schaume umgebener Mund entsetzliche Flüche gegen seinen Mörder ausstieß. Es war ein schauerlicher Anblick! ein durch Gift zum Wahnsinn gebrachter Schlachtenheld, den das rasend



gewordene Pferd durch Dick und Dünn mit sich reißt!

Erst als das Pferd zu Tode ermattet zusammenstürzte, konnten sie dessen habhaft werden; — samt seinem Reiter brach es auf dem Stoppelfelde zusammen, als sie hinkamen, war Petneházy tot.

Wer hatte ihn gemordet? wer forscht jetzt darnach, jetzt nach so vielen, vielen Jahren? Der gute alte Czerey, der diese mit ihm gleichalterige Geschichte erzählt, fügt hinzu: „Wenn Du ein Ungar bist und lange leben willst, so sei nicht klug, nicht tapfer und niemals reich.*)

Der Fall Ofens war ein Trauertag für das osmanische Reich. Aus seinen leichtfertigen Jagdfestlichkeiten aufgeschreckt, gab der Sultan Befehl zu einer allgemeinen Pilgerfahrt.

Am letzten Fasttag wurde eine auf zwanzig

---

*) Siehe: Michael Le Czerey: „Die Geschichte Ungarns." pag. 166.



Meilen sich erstreckende Wallfahrt angeordnet: an der Spitze des Zuges soll ein großer Schrank mit zerbrochenen Schwertern und den Knochenüberresten der in den Schlachten Gefallenen getragen werden, den sechshundert in härene Säcke gehüllte Soldaten barfüßig und barhäuptig umgeben.

Dann sollen dreitausend Spahis zu Fuße mit schwarzem Turban, in zerrissenen und mit Blut besudelten Kleidern folgen, die sich den Rücken mit Kameelschwänzen peitschen.

Nach ihnen dreitausend bis zum Gürtel entblößte Derwische, die spitzige Messer und Pfeile sich in den Körper stechen, daß das Blut umherspritzt.

Dann bringt man den heiligen Schrank des Propheten, an dessen Seiten dreihundert Paschas mit gezogenen Schwertern dahinschreiten, und wer seine Augen zu dem Schranke emporzuheben wagt, dem wird der Kopf abgeschlagen.

Nach jeder zurückgelegten Meile wird ein Jude und ein Christensklave getötet.

Sodann kommen dreißig vornehme Heerführer, deren Köpfe mit in das Blut von Juden und Eseln getauchten Tüchern umwunden sind.

Diesen sollen sich siebentausend Janitscharen anschließen, statt des Schwertes Rohrstäbe in den Händen haltend, hinter denen der Großvezier auf einem lahmen Esel einherreiten und, seinen Rücken mit einem Rohrstocke geißelnd, ausrufen soll: „Offat, millei, raffai!“

Den Schluß des Zuges sollen wieder tanzende Derwische bilden. Nach jeder Meile hält der ganze Zug an und ruft einstimmig: „Allah boffaï! Allah mitrei Kresztinnaï!“ (Möge Allah die Christen vernichten).*)

Allah aber erhörte nicht die Worte der Pilger.

Ofen fiel nicht mehr in die Hände der Türken.

*) Siehe: „Kurze Beschreibung des ungarischen Türkenkrieges“ anno 1687.

Dies hing aber nur an einem Haare. Die eroberte Festung wurde mit deutscher Besatzung versehen und über die blutgetränkten Mauern, auf denen Petneházy der Erste gewesen, Funkenstein als Platzkommandant eingesetzt.

Inmitten eines Trümmerhaufens und einer auf Meilen hinaus verwüsteten, geplünderten Gegend langweilte sich der edle Herr ungemein. Er bat wiederholt, ihn zu versetzen, doch ward ihm stets geantwortet, daß der Ort wie für ihn geschaffen sei.

Im Laufe der Begebenheiten vernahm er auch, daß Barbara nach dem Tode Petneházys den Schleier genommen habe. Die reiche Braut war ihm so endgültig verloren. Der Anteil der Beute, der nach erfolgter Einnahme ihm zugesprochen wurde, ging zu Ende, und die Juden, denen er schuldete, wohnten zufällig in Wien und Prag und waren nicht unter jenen gewesen, die während der Metzelei bei der Ofener Belagerung ums Leben gekommen.

Aus dem Harem des Pascha hatte er zwei junge Türkinnen für sich behalten; die eine zählte vierzehn, die andere namens Fatinitza, zwölf Jahre.

Bei den im Harem aufgewachsenen Kindern ist ein Ding ungemein entwickelt: der Hang zur Intrigue. Trotz ihrer Jugend verstand Fatinitza das Ränkeschmieden wie eine alte Duenna aus dem Serail.

Als sie sah, daß das Geld ihres Gebieters zu Ende ging, gab sie ihm einen guten Rat, wie er sich recht viel von diesem Artikel verschaffen könnte, und Funkenstein — befolgte ihn.

Zu dieser Zeit wohnte Pater Gabriel in Raab, wo Oberst Pisterzky, ein ehrenhafter wackerer Pole, Platzkommandant war, mit dem er allabendlich Schach zu spielen pflegte.

Einmal erzählte Pater Gabriel dem Obersten die folgende sonderbare Geschichte:

Dieser Tage gewahrte ein ungarischer Ge-



fangener, der bei dem Pascha von Stuhlweißenburg bedienstet war, daß ein als Bauer verkleideter Mann zum zweitenmale zum Pascha komme, der stundenlange geheime Unterredungen mit ihm habe. Der Gefangene wurde neugierig und belauschte durch das Kaminrohr das Gespräch der beiden. Es war davon die Rede, daß die Ofener Burg wieder dem Feinde überliefert werden sollte; der Preis des Verrates seien zweitausend Dukaten. Wie der Verräter heiße, konnte er nicht erfahren, doch vernahm er so viel, daß er zwei türkische Sklavinnen bei sich habe. Am nächsten Tage wurde der Gefangene gegen türkische Gefangene umgetauscht, und er beeilte sich, Pater Gabriel von dem Verrate in Kenntnis zu setzen. Die Gefahr sei groß. Der Pascha habe für den Verrat schon Vorschuß geleistet und über die zu ergreifenden Maßregeln beratschlagt, während sich die Ofener Besatzung kaum auf zweitausend Mann belaufe und auch diese völlig arglos seien.



Sofort eilte der Oberst mit dem Ohrenzeugen nach Ofen und unterrichtete den Oberkommandanten von dem Gehörten. Dieser hatte keinen anderen Anhaltspunkt als die beiden Sklavinnen, und da sich diese bei Funkenstein befanden, ließ er ihn zu sich rufen und fragte ihn, ob er vielleicht über das Lösegeld für seine Sklavinnen mit dem Pascha von Stuhlweißenburg verhandelt habe.

Funkenstein roch Lunte und leugnete jedwede Korrespondenz mit dem Pascha.

Nun nahm man die Sklavinnen ins Gebet, und Fatinitza gestand den Namen des abgesandten Ofener Bauern, worauf man dessen Sohn vernahm, der endlich beichtete, daß Funkenstein seinen Vater schon zweimal nach Stuhlweißenburg gesandt habe.

Dieser doppelten Aussage gegenüber konnte sich der Ritter nicht mehr rechtfertigen; er sank auf die Kniee und gestand alles. Zu seiner Ent-

schuldigung führte er an, daß er von dem Pascha nur das Geld habe erhalten wollen, ohne ihm deshalb die Festung zu überliefern. Er flehte um Gnade für sein Leben.

„Was gilt denn Euer Exzellenz eine Hand voll Blut?“

„Und was gilt Dir ein Land und das Leben von so viel tausend Menschen?“

Nach einigen Tagen wurde auch der Bauer aufgegriffen, gerade als er durch das Wassertor in die Stadt gelangen wollte. Er leugnete, Briefe bei sich zu haben, bis man ihn entkleidete und sie in seinen Strümpfen fand. (Der deutsche Geschichtsschreiber sagt, es sei ein ungarischer Bauer gewesen; wir wissen aber, daß ein solcher niemals Strümpfe trug). Zweihundert Stockstreiche waren der Lohn für seine Lüge, worauf man ihn nebst Funkenstein zu foltern begann; doch auch unter der Daumschraube gestand keiner



mehr, als daß es ihre Absicht gewesen, den Türken um zweitausend Dukaten zu prellen.

Beide wurden zum Tode verurteilt.

Das Urteil lautete nach dem damaligen Stile:

„Nachdem seine anjetzo regierende kaiserlich königliche Majestät Leopoldus I. die so oft belagerte, so viele Opfer an Menschen, Blut und Geld erheischende Festung Ofen Angesichts des türkischen Heeres mit Gottes Hilfe und durch seine siegreichen Waffen reokkupierte, mußte jeglicher in kaiserlichen Kriegsdiensten stehender Mann bemüht sein, sich den Kopf über deren Konservierung und Defendierung, nicht aber darüber zu zerbrechen, wie dieselbe wieder unter das türkische Joch zu bringen sei. Ohne dies zu beherzigen, hat der Oberstlieutenant des verdienstvollen Salmregimentes Konrad Funk von Funkenstein seine Untertanenspflichten, Treue und christliche Abstammung so weit vergessen, daß er insgeheim einen Bauer an den Pascha



von Stuhlweißenburg sandte und diesem in einem Briefe ein Offertum machte, daß er ihm die Festung neuerdings überliefern wolle, der Pascha möge blos einige hundert Mann dahin senden; wonach sich der Pascha freudigst bereit erklärte, nicht nur einige hundert, sondern auch einige tausend dahin senden zu wollen. Trotzdem besagter Oberstlieutenant behauptet, er habe die Festung nicht verraten, sondern den Feind blos um Geld prellen wollen, hat er ihm dennoch kaiserliche Geheimnisse zu wissen getan, nämlich wo die Festung am leichtesten zu ersteigen sei und daß er ihm bei dem großen Rondell mit seinen Scharen eindringen helfen werde 2c. Deshalb schrieb der Pascha dem Kommandanten auch der Leute halber, und in dem letzten, bei dem Bauern vorgefundenen Briefe zeigt er ihm an, daß Geld und Leute schon bereit seien, wonach die Festung samt deren Bewohnern, zum größten Schaden und Entsetzen der ganzen Christenheit,



in höchster Gefahr schwebte, und hat das zusammenberufene Kriegsgericht in Erkenntnis seiner Geständnisse und der aufgefangenen Briefe folgendermaßen judizieret: daß er in Gemäßheit des kaiserlichen Blut- und Kriegsgesetzes ein crimen laesae majestatis et perduellionis begangen, weshalb ihm zur verdienten Strafe und um ein andere abschreckendes Exempel zu statuieren, der Kopf abgeschnitten, sein Körper gevierteilt, die Stücke an vier Straßenecken aufgenagelt, das Herz herausgerissen und ihm umb das Maul geschlagen werden soll, und all' dies im Sinne der Gesetze. So geurteilet zu Ofen am 8. April 1687, welches Urteil dito am 9. vollstreckt wurde."

Niemand sagte ihm nach: Gott sei seiner armen Seele gnädig.

... Petneházys Tod blieb nicht ungerächt.

* * *

Seitdem floß viel Blut und viel Wasser unterhalb Ofens dahin; von der mächtigen tür-

kischen Nation spricht die Welt wie von einer großen Erscheinung, die gewesen und nun zu schwinden beginnt, von den armen, vielmals vergessenen Ungarn aber wie von einem in seiner Ehre unsterblichen Volke, welches lebt und leben wird...



Bolivar





I. El Libertador.

Die Spanier hatten gesiegt; nach so vielen Niederlagen begann sich das Heer der Aufständischen zu zerstreuen, eine Stadt nach der anderen ergab sich, die Provinzen unterwarfen sich und lieferten ihre Anführer aus, die erbeuteten Fahnen wurden unter dem Galgen im Beisein der Fahnenträger verbrannt, denen man die Kehle zuschnürte, statt ihnen die Augen zu verbinden. Nur Bogota hielt sich noch mit letzter verzweiflungsvoller Kraft aufrecht, die Stadt der Patrioten, in welcher es keinen Mann gab, der nicht Kämpfer und kein Weib, das nicht Schwärmerin gewesen wäre, wo die Witwe den im Kampfe gefallenen Gatten nicht



beweinte, sondern dessen Schwert ergriff und statt seiner weiterkämpfte und wo, wenn ein Vater sechs Söhne verlor, er den siebenten selbst in die Schlacht führte.

Und der siebente fiel gleichfalls.

Don Esteban di San Sol hatte sieben schöne Söhne, die der Reihe nach während der Verteidigung der Schanzen von Bogota gefallen waren; sie waren die Anführer der Besatzung gewesen, der Boden des neuen Vaterlandes sah ihr edles Blut fließen, in das sich niemals auch nur ein Tropfen eines Fremden oder eines Verräters vermengt hatte. — Es war das so reines edles Blut, wie es nur jemals mit bedecktem Haupte in Madrids königlichem Thronsaale gewallt und wurde nur um so edler, da es freiwillig in der Verteidigung des armen, halbnackten, bedrückten Volkes vergossen wurde, welches gegen seine Bedränger, gegen die in gold-

gestickten Gewändern einherschreitenden Caballeros, die Waffen ergriffen hatte.

Nun, es wurde vergossen, und der Erdboden trank es gerade so, wie er das gemischte des Kreolen und des braunen Mestizen trank, mit dem jene in einer Reihe gekämpft.

Nach dem Tode seiner sieben Söhne blieb Don Esteban di San Sol nur noch eine Tochter.

Donna Laurenzia di San Sol war die schönste Jungfrau diesseits und jenseits der Kordilleren, trotzdem dort alle Frauen schön sind. Wenn sie durch die Promenade von Bogota schritt, wurden alle jungen Männer krank, die sie sahen, sie aber heilte keinen. Wer in ihre dunklen Augen blickte, hätte geschworen, die Nacht sei schöner als der Tag, trotzdem Donna Laurenzia niemanden von der Seite anzublicken pflegte, gleich den Kreolinnen, die mit den Männern kokettieren. Jünglingen gegenüber war sie stolz, alten Leuten gegenüber

demütig, daheim eine sorgsame, fleißige Hausfrau, in der Kirche voll Andacht, in jedem ihrer Gedanken jungfräulich, rein und edel.

Der alte Esteban di San Sol hatte sie einem jungen Ritter Don Gideon Sagaro zur Frau bestimmt, gegen den Laurenzia auch keinen Einwand erhob. Ihre schöne klingende Stimme war nicht fortwährend zu vernehmen, gleich der in den Weinbergen aufgestellten Klapper, sondern nur gar selten, wie der Klang der Kirchenglocke, die nach sich schmachten läßt.

Sie konnte auch nichts an ihrem Bräutigam auszusetzen haben: Don Gideon war ein sehr wackerer Jüngling und ebenso mutig und edel wie schön; er liebte Laurenzia, wie man sagte, bis zum Wahnsinn. Doch sagte man dies nur, er selbst zeigte es ihr nicht, da er wußte, daß er damit die Keuschheit der Jungfrau beleidigt hätte. Er pflegte mit Laurenzia von ihrer bevorstehenden Vermählung wie von einer ernsten, unausbleib-



lichen Festlichkeit zu sprechen, über die man nicht scherzen dürfe, und bislang hatte Don Gideon nicht einmal die schöne weiße Hand zu berühren gewagt, deren kleinster Finger seinen Verlobungsring trug.

Als man auch das Schwert des siebenten Sohnes aus der Schlacht heimgebracht hatte, küßte Don Esteban, der alte Löwe, den blanken Stahl und ließ Donna Laurenzia zu sich rufen:

„Siehe, alle Deine Brüder sind gefallen, und keiner ist mehr da, um das Schwert weiter zu führen, denn meine Augen sehen nicht, obschon mein Arm noch stark genug ist. Das Schwert derer di San Sol darf aber nicht ruhen, wenn der Feind an den Toren der Festung pocht. Du bist ein Mädchen, doch aus dem Hause di San Sol; Dein Arm ist schwächer als der Deiner Brüder, Dein Herz aber ist gerade so stark. — Alle Deine Brüder sind tot, aber ihre

Seelen können nicht sterben. Möge der Geist aller Sieben in Dein Herz einziehen, auf daß Du dem Volke eine stärkere, noch mutigere Stütze seiest, als sie es gewesen! Möge dieses Schwert in Deiner jungfräulichen Rechten dem Feinde schmerzlichere Wunden schlagen, als es meinen Söhnen gestattet war, und wenn Du sterben mußt, soll die Verleumdung nicht sagen können, daß sie den letzten Tropfen des San Sol-Blutes nicht auf dem Schlachtfelde habe vergießen sehen!"

Donna Laurenzia übernahm das Schwert ihres Bruders, drückte es an ihr Herz, und es war ihre letzte Träne, die dessen Griff benetzte.

Nun wandte sich Don Esteban zu Don Gideon, der in seiner Nähe stand:

„Hier hast Du Deine Braut, führe sie zu jenem Hochzeitsmahle, wo statt des Weines Blut in das Glas geschenkt wird. — Sei an ihrer Seite, wie es eines Bräutigams würdig ist;



wenn es in dem Buche des Schicksals bestimmt worden, daß Ihr siegreich zurückkehret, wird mein Palast im voraus bereit, die Säle mit weißen Vorhängen geziert, die Fackeln in goldene Behälter gesteckt und das Hochzeitsbett mit Blumen bekränzt sein, diese Wände sollen Zeugen Eures Glückes werden. Wenn aber meine Tochter fällt, soll der Bräutigam ohne sie nicht zurückkehren, und wenn mein Schwiegersohn fällt, will ich auch seine Braut nicht mehr sehen — in einem Sarge, in einer Gruft sollt Ihr Seite an Seite ruhen. Hand darauf!"

Jetzt geschah es zum erstenmal, daß Don Gideon die zarte Hand seiner Braut in der seinigen drücken konnte.

O, diese Hand war nicht mehr zart! — Wie wenn sie stets mit Waffen umgegangen wäre, eine solche Kraft verrieten die schlanken Finger; die schüchterne Gestalt der Jungfrau nahm den stolzen Tritt der Amazone an, und als sie in

Don Gideons Begleitung auf den Schanzen erschien und ihre hellklingende Stimme vor den Kriegern erhob, als ihre begeisternden Worte jedes Herz erfaßten, um die schlummernden Regungen zu heißen Flammen aufschlagen zu lassen, da sprachen die Männer: „Sehet, die Seelen der sieben gefallenen San Sols sind in dieses Mädchen eingezogen!“ und ein jeder fand neue Kraft in ihren strahlenden Augen. Kranke genasen, Feiglinge faßten Mut, die beschädigten Mauern wurden ausgebessert, wie in den Tagen der Märchenwunder, und wo der belagernde Feind verzagte Feiglinge suchte, fand er begeisterte Helden, die ihn siegreich von den Mauern zwischen seine Verschanzungen zurücktrieben, und die ihn selbst dort bei Tag und bei Nacht aufsuchten und seine besten Befehlshaber töteten. Überall wurden sie von der gepanzerten Jungfrau angeführt, die stets voranstürmte und, wo sie erschien, Wunder vollbrachte; ihre zauberkräftigen



Worte machten nicht nur ihre eigenen Leute zu Helden, sondern verdarben sogar ihre Feinde. Inmitten eines heftigen Gefechtes, da die Übermacht der Spanier die umringten Krieger aus Bogota zu erdrücken drohte, erhob sich plötzlich ein Gewitter, worauf Donna Laurenzia ausrief: „Sehet meine Tapferen, der Himmel selbst kommt uns zu Hilfe, stoßet das Schwert in die Scheide und lasset Gott allein kämpfen!“ Diese unerwarteten Worte versetzten die Spanier in solchen Schrecken, daß sie umkehrten und die umringte Schar sich ungehindert in die befestigte Stadt zurückziehen ließen. Ein andermal, als man mit dem Feinde zusammenstieß, ritt das verwegene Mädchen auf Tristan, den besten Helden der Spanier, zu und rief mit überlauter Stimme: „Tristan, verteidige Dich nicht, sondern bete für Dein Seelenheil!“ und in der Tat erschrak Tristan in solchem Maße, daß er sein Schwert fallen ließ und zu beten begann.



Angesichts ihrer staunenden Schar erstach ihn sodann Donna Laurenzia.

Einen Monat lang verteidigte Donna Laurenzia die Stadt der Tapferen gegen das spanische Heer, jeden Tag den Kampf der Unmöglichkeit erneuernd, der keine Heldentaten mehr, sondern Wunder erheischte.

Indessen brachten die Belagerer ihre Laufgräben immer näher, die Mauern fielen täglich mehr in Trümmer, die Zahl der Besatzung schwand, zudem verband sich noch der Hunger mit dem Feinde; — seit Wochen waren bereits die aufgespeicherten Lebensmittel verzehrt, und aus der Annäherung des Feindes, aus dem Sinken der Festungsmauern konnte man, wie die Todesstunde eines Schwerkranken, den Tag berechnen, da die Stadt unrettbar unter dem letzten Angriffe fallen mußte.

Die Bresche war bereits geschossen, die schweren Belagerungsgeschütze hatten während

des ganzen Tages daran gearbeitet. In der Nacht ruhten die Spanier, was ein untrügliches Zeichen war, daß am Morgen ein allgemeiner Angriff erfolgen würde.

Laurenzia ließ die Bresche mit Steinen und Säcken verrammeln und blieb während der ganzen Nacht, zusammen mit Gideon, in der Nähe derselben.

Mitternacht mochte vorüber sein, ringsum war alles finster; der Feind hatte seine Wachtfeuer ausgelöscht, wie wenn er dieselben nicht mehr benötigte. Von Zeit zu Zeit flog eine Bombe aus den Belagerungsgeschützen in die Stadt und zerplatzte dort; Donna Laurenzia saß schweigend auf den Ellenbogen gestützt und blickte starr nach dem feindlichen Lager hinüber. Eine Granate fuhr gerade vor ihr nieder und bohrte ihren glühenden Körper unter zischendem Sausen in Erde.

Erschrocken schrie Don Gideon Laurenzia zu,



sie möge den Ort verlassen; diese blickte ihn aber gleichmütig an und rührte sich nicht einmal, als die Granate in der Erde zerplatzte. Erst dann sprach sie kalten, ruhigen Tones:

„Was liegt daran, ob eine Stunde früher oder später?"

Dieser entschlossene Ton brachte den jungen Mann zur Verzweiflung; er kniete vor Donna Laurenzia nieder, und ihre weiße Hand mit seinen Tränen benetzend, flehte er: „Laurenzia, Du darfst nicht sterben!"

Er wußte gar nicht, was er sprach!

„Würdest Du es lieber sehen, Gideon, wenn Laurenzia di San Sol von dem siegreichen Feinde gefangen würde? hättest Du mehr Mitleid mit meinem unter den brennenden Trümmern zerschmetterten Körper, als wenn er in die Hände der verabscheuten Spanier fiele?"

„O nein, nein."

„„Zerrissen, aber nicht entehrt wird mich die



letzte Stunde finden. — Willst Du mit mir sterben, Gideon?"

„Dies wird meine glücklichste Stunde sein."

So mit mir sterben, daß niemand von jenen, die uns sterben sahen, sagen kann, daß auch er dort anwesend gewesen, daß uns niemand nach unserem Tode findet, damit sie nicht einmal unsere Leichen verhöhnen können?"

„Ich folge Dir überall hin."

„Dann achte darauf, was ich Dir sage. Sobald die dort unten Sturm blasen werden, zünde Du eine Zigarre an und sorge dafür, daß sie während des Kampfes nicht ausgehe. Wenn Du sehen wirst, daß der Feind unsere Schanzen einnimmt und wir die Übermacht nicht mehr zurückschlagen können, so hebe jenen mit einem roten Stern bezeichneten Sack von der Schanze weg, unter welchem Du eine Lunte erblickst, die sich unter den übrigen Säcken verliert. Diese steckst Du mit Deiner Zigarre an. Dann kehre

dorthin zurück, wo Du mich kämpfen siehst, daselbst wird der verzweifelte Kampf noch eine Weile währen. Gerade so lange, um der Lunte Zeit zu lassen, zu Ende zu brennen, — dort sind Pulvertonnen aufgehäuft, das Übrige verstehst Du. Der Feind soll erzählen, er habe Laurenzia di San Sol nach verlorenem Kampfe zu den Wolken emporsteigen und noch von da Tod und Verderben auf die Köpfe der Bedränger ihres Vaterlandes schleudern gesehen."

Begeistert blickte Don Gideon zum Himmel empor. In diesem Augenblicke konnte er sich keine größere Wonne vorstellen, als mit Donna Laurenzia vereint dort in den Höhen, inmitten brennender Balken, zerrissener Feinde immer näher und näher in die Wolken zu fliegen, diesen jämmerlichen Körper zu verlassen und dann immer rascher in noch höhere Regionen emporzuschweben.

Unterdessen begann sich am Horizont ein rötlicher Streifen zu zeigen: der Widerschein der auf-

gehenden, sich in dem fernen Meere spiegelnden Sonne. Aus dem spanischen Lager stieg eine blutrote Feuerkugel in die Höhe, zum Zeichen, daß der Sturm seinen Anfang nehme, und gleichzeitig begannen ringsum die Trommeln zu rasseln; anfänglich mit leisen abgerissenen Schlägen, jetzt versammeln sich die Scharen in den Laufgräben, sodann wirbeln die Trommeln lauter und rascher, und von allen Seiten dringt der Feind gegen die Mauern heran.

Don Gideon zündete seine Zigarre an und eilte auf den ihm von Laurenzia angewiesenen Platz, ohne ein Auge von der schönen Jungfrau abzuwenden. Kaum konnte er den Augenblick erwarten, mit ihr vereint zu sterben.

Die hinter der Bresche aufgestellten Kanonen erhoben mit einemmale ihre brüllenden Stimmen, längs der angreifenden Scharen dahinstreifend; sodann knatterte das Feuer der kleinen Waffen ohne Unterlaß längs der Basteimauern hin. Noch

hatte man kaum einen menschlichen Laut sich in das Schlachtengetöse mengen hören; nur einzelne abgemessene Kommandoworte der Anführer und der Schrei eines Sterbenden bewiesen, daß es Menschen seien, die sich hier gegenseitig verderben wollten.

Indessen nahm die Übermacht, welche die Spanier ins Treffen führten, allmählich den Raum zwischen den Schanzen und Laufgräben ein, und schon wurden Sturmleitern gegen die Mauern geworfen; jenes aneifernde Geschrei ließ sich hören, da Mann gegen Mann kämpft, in der Rechten das Schwert, auf den Lippen den Fluch; der Führer führt nicht mehr an, sondern begeistert, das Schießen wird durch das Klirren der Bayonette, durch das Klingen der Schwerter übertönt. Bei der Bresche, vor welcher Laurenzia mit ihrer Schar stand, waren Lärm und Geschrei am ungezügeltsten, dort bot der Feind seine ganze Kraft auf. Die Belagerer rückten

immer näher, Handgranaten flogen dicht in das Innere der Schanzen und zerplatzten dort. Don Gideon nahm die Zigarre aus dem Munde und hob den mit dem Sterne bezeichneten Sack empor, wobei er fest auf Donna Laurenzia blickte.

Die Jungfrau winkte ihm, er möge noch warten.

Das Kampfgetöse kam immer näher, die Spanier fochten bereits über die Brustwehren hinweg mit den Aufständischen; — da plötzlich flammt eine freudige Röte auf Laurenzias Wangen, heftig winkt sie mit der Hand Don Gideon, während ihre Stimme trotz des Schlachtenlärms zu ihm hinübertönt:

„Hierher, hierher, Don Gideon!"

Der junge Mann eilte hinauf zu ihr. Die Heldin ergriff seine Hand, und gegen die Berge deutend, sprach sie:

„Siehst Du dort jene Staubwolke?"

„Ja. Es wird der Wind sein."



„Das ist kein Wind. Das ist eine Reiterschar; siehst Du nicht zuweilen die Schwerter blitzen?“ In der Tat konnte man von Zeit zu Zeit das Funkeln von Schwertern und Helmen wahrnehmen.

„Die kommen bloß, um die Zahl unserer Feinde zu vermehren,“ meinte Gideon unmutig.

„O, das sind keine Feinde,“ sagte Laurenzia. „Weshalb würden sie dann so eilen? Kavallerie kann keine Festungsmauern bestürmen. Siehe, wie sie einherjagen. Wetten wir, daß dies gute Freunde sind?“

Don Gideon lächelte trotz der Gefährlichkeit des Augenblickes.

„Schöne Donna, um was wetten wir eine Minute vor unserem Tode?“

„Um ein Leben!“ rief jene begeistert aus.

„Gut. Wetten wir um ein Leben!“

Und sie wetteten wechselseitig um ein Leben; die Granaten pfiffen um ihre Köpfe, wie die Maikäfer in einer lauen Sommernacht.

Der folgende Augenblick zeigte, wer die Wette gewonnen hatte. Mit einemmale zerteilte sich die Staubwolke, als die Reiter auf die freie Ebene gelangten, und hinter dem Rücken der Belagerer stand eine schlachtbereite Schar — mit dem Banner der Aufständischen.

Das von den Festungsmauern erschallende Jubelgeschrei ließ die Belagerer einen Moment betroffen zurückweichen, gleich darauf erschmetterten die Trompeten der Ankömmlinge, und in gestrecktem Galopp jagte die Reiterschar auf die Reihen der Spanier los.

Oh! War das ein wundervoller Angriff! Im Nu waren die Reihen durchbrochen; bevor die Fußtruppen Zeit hatten, die Vierecke zu bilden, waren sie zerstreut und zerstampft. Dieselben Laufgräben, die sie gegen die Burg gezogen, bildeten nun das Verderben der Belagerer, da sie sich vor dem raschen Reiterangriff nicht formieren konnten und massenweise getötet wurden.



Unaufhaltsam rückte die Reiterschar gegen die Festungsmauern vor, alles vernichtend, was sich ihr in den Weg stellte. Ein stolzer, stattlicher Krieger führte sie an. Er führte sie an im strengsten Sinne des Wortes, denn er war immer voran. Unter Tausenden war seine Gestalt herauszufinden. Sein beinahe goldig schimmerndes, rotes Haar flattert wie die Mähne eines Löwen um seine Schultern, der an Farbe ähnliche Bart ist nicht nach spanischer Art spitz zugestutzt, sondern umwallt frei das Gesicht, welches so weiß ist, wie das einer europäischen Dame; nur seine Augenbrauen sind braun und seine Augen sind brennend wie Feuer, und selbst in der Ferne ist deren furchtbares Funkeln zu erkennen.

Donna Laurenzia war in Bewunderung versunken. Diese Erscheinung ließ sie an sich selbst, an Gideon und an ganz Bogota vergessen.

„Sieh," sagte sie zu Gideon oder nur in die leere Luft sprechend, „ein überirdischer



Heiliger, die Gestalt des heiligen Georg, mit der den Drachen tötenden Lanze in der Rechten! wie er mutvoll einhersprengt! Niemand vermag ihn aufzuhalten. — Er spielt bloß mit der Waffe, ohne auch nur auf den Feind zu blicken. Lächelnd winkt er uns mit seinem Federbarett zu. Seht Ihr nicht den Schein um sein Haupt. Er ist vom Himmel zu uns herniedergestiegen. Er ist der Libertador! Rufet ein Hoch für den Libertador!"

Das auf den Schanzen erschallende laute Jubelgeschrei drang zu dem Helden hin. Nur Gideon rief nicht; er hätte am liebsten die Lunte angezündet und wäre mit seiner Braut zum Himmel emporgeflogen.

Bald hatte sich der Befreier bis zu der Bresche einen Weg gebahnt, wo er die Verteidiger freundlich begrüßte. Wie wenn sein Gesicht die Sonne gewesen wäre, einen solchen Glanz warf er auf sie. Er erkannte auch die dort stehende Dame und rief zu ihr hinauf:

„Heil Dir, Donna Laurenzia di San Sol!" Der Gruß brachte die Jungfrau in Extase; ihr Gesicht, ihre Gestalt veränderten sich bei diesen Worten — Freude, unendliche Wonne, erfaßte ihr Herz. Solch' unsagbare Freude erfüllte sie plötzlich, daß sich ihre Erinnerung sogar auf Don Gideon ausdehnte.

„Nun, Don Gideon, wer von uns hat das Leben des anderen gewonnen?"

Traurig erwiderte Don Gideon:

„Ich sehe, daß ich das meinige verlor." Er wußte, was er sagte.

„Gut, ich behalte es und werde dafür Sorge tragen," versetzte Laurenzia.

Jetzt geriet aber der Held mit den goldenen Haaren abermals in Gefahr. Eilig kamen die Reservetruppen der Spanier auf das wirre Schlachtfeld gezogen, und ihre Kanonen gegen die Reiterschar richtend, griffen sie diese ungestüm an.

„Sie sind verloren!“ rief Don Gideon aus, dessen Auge bei dem Gedanken aufleuchtete, daß der Wunder vollbringende Ritter gerade so zu Grunde gehen werde, wie sie.

„Hierher, hierher!“ rief Laurenzia dem Ritter zu; „rettet Euch in die Festung, räumet ihnen die Mauerfüllungen aus dem Wege, öffnet die Tore, rettet Euch durch die Bresche!“

Der glänzende Ritter lächelte aber, gab seinem Pferde die Sporen, und so eilig er hierher gekommen, so rasch sprengte er wieder zurück und schnurstracks auf die Reservetruppen zu, ohne daß das mörderische Kartätschenfeuer oder die Laufgräben ihn aufzuhalten vermochten; er setzte über die Verschanzungen hinweg, schlug die Kanoniere nieder, eroberte die Kanonen, und im nächsten Augenblick spieen dieselben Geschütze Tod und Verderben auf die eigenen Scharen.

Nach einer Stunde floh das zersprengte Heer der Spanier in alle Windrichtungen und ließ



seine Verwundeten, seine Fahnen, Zelte und Geschütze im Stiche. Innerhalb einer Stunde hatte sich das Kriegsglück gewendet; vorher hatten die Aufständischen kein Heer, jetzt konnten dies die Spanier von sich sagen, — so weit das Auge reichte, wimmelten fliehende, von den siegreichen Reitern verfolgte Massen über Berg und Tal.

Bogota war befreit.

Es war keine Begeisterung, kein Freudenfieber — es war reiner Wahnsinn, der die Herzen der Bewohner des befreiten Venezuela erfüllte. Kein anderer Ruf tönte von den Lippen als: „Es lebe der Befreier!“ Mit diesen Worten begrüßte der Gatte die zu Hause zurückgebliebene Gattin, mit diesen Worten küßte die Mutter ihre jauchzenden Kinder, bei denselben wurden die Alten jung, die Kranken gesund, die Halbtoten lebendig.

Man kannte noch gar nicht den Namen des Helden, doch verlieh man ihm einen, den er stolzer

führen durfte, als wenn ihm denselben fünfzig Ahnen hinterlassen hätten; dieser Name war: El Libertador.

Das befreite Volk drängte sich zu dem Tore, das man eilig vor den siegreichen Befreiern öffnete; im Augenblicke waren die Barrikaden verschwunden und die Brustwehren abgetragen, damit die wackere Reiterschar ungehindert einziehen könne.

Ach, das war eine großartige Bewegung! Die Straßen mit begeisterten Menschenmassen gefüllt, die noch vom Pulverdampf geschwärzt, vom Kampfesstaub bedeckt sind; doch auf den ausgehungerten, vom Elend arg mitgenommenen Gesichtern ist der Ausdruck der Freude noch lebendiger; auf den halbzerfallenen Häusern wehen Fahnen und Teppiche; an den langen Fensterreihen des Lazarettes sitzen die Kranken, um den Befreier sehen zu können. Eine entsetzliche Krankheit wütete damals gerade in der Stadt,



welche die Augen der Sehkraft beraubte; das Lazarett war mit Blinden gefüllt. Aber auch diese lassen sich an die Fenster tragen. Was wollen denn die sehen? Hoffen sie vielleicht, daß ihnen die große Freude das Augenlicht wiedergibt, daß der in der Nacht der Verzweiflung erscheinende Befreier selbst von den Blinden gesehen werden muß?

Vor dem Tore wartete eine glänzende Damenschar der Befreier. Es waren die schönsten, stattlichsten Jungfrauen Venezuelas, die von Laurenzia geführt wurden.

Einen Lorbeerkranz hielt die schöne Dame in Händen, den sie für den Libertador bestimmt hatte.

Als die Reiter durch das Tor in die Stadt ritten, schallten ihnen von allen Seiten begeisterte Hochrufe entgegen, worauf alle ihr Haupt entblößten. Die Befreier traten den Befreiten mit Achtung entgegen, da diese solcher nicht weniger würdig waren als sie selbst.

Voran ritt der Reiter mit dem goldig schimmernden Haar, ein stattlicher Mann mit freundlichem Gesichte, der so lächelnd um sich blickte, wie wenn es sich um eine Schaustellung von leichten Reiterspielen handelte. An seiner Seite ritt eine Gestalt von mächtigen Formen auf einem Rappen; jung, aber mit martialisch dreinblickendem Gesichte, das die Natur mit dichten Augenbrauen und aufgeworfenen Lippen nicht eben schmückte, während Wundnarben kreuz und quer den Zügen einen noch wilderen Ausdruck verliehen.

Vor dem Tore angekommen, hielten die Reiter ihre Pferde an, und ehrerbietig stieg der Anführer aus dem Sattel, als er den Damen gegenüberstand.

Mit vor Begeisterung bleichem Angesichte trat Donna Laurenzia zu den Helden hin und sprach:

„Halte an dieser Stelle, Du Heldenführer!

Diese Stelle ist es, wo die Nacht der Verzweiflung zu Ende geht und die neue Sonne des Glückes emporsteigt. Empfange an diesem Orte den süßesten Lohn: den ersten Freudenschrei der Bewohner des geöffneten Gefängnisses. Venezuelas Bewohner ehren Dich mit einem Namen und einem Kranze; der Kranz ist aus Lorbeerzweigen, der Name: El Libertador entspricht demselben, mögest Du beide tragen! — Die Tränen Tausender, die Deinen Kranz benetzten, werden ihn vor dem Verwelken bewahren. Mir aber gestatte, daß ich den Staub von Deinen Füßen küsse, o Libertador!"

Die Dame warf sich dem Ritter zu Füßen und küßte diese angesichts des ganzen Volkes.

Freundlich richtete sie der Held empor. — Er war so sehr erschüttert, daß er kein Wort zu sprechen vermochte.

Als sich Donna Laurenzia erhob, waren ihre Wangen in tiefe Glut getaucht, leuchtend blickten

ihre Augen über die Menge hin. Sie fühlte, daß sie berechtigt sei, sich für mehr zu halten als für ein schwaches Weib.

„Eile nicht von diesem Orte, Libertador! Blicke hin, dort auf dem Dache jenes langen Gebäudes sitzen viele Hunderte von Menschen, die Dein Angesicht nicht schauen können. Im Dienste des Vaterlandes verloren sie ihr Augenlicht, denn getreulich harrten sie in heißem Sonnenschein und in feuchter Nacht auf ihren Posten aus. Die sind nicht so glücklich wie wir, von Deinen Blicken neu belebt zu werden, mache sie mit Deinen Worten glücklich. — Sprich zu ihnen nur ein ermutigendes Wort, damit sie Dich in jener ewigen Nacht, die sich auf ihre Augen gelagert, an Deiner Stimme erkennen können."

Der Held winkte mit der Hand, daß er sprechen wolle, worauf sich das freudenvolle Getöse legte. Die Männer Venezuelas hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn zu einem

leeren Steinpostament, von dem die Kugeln der Spanier die Statue hinabgeschleudert hatten. Hierher stellten sie den Libertador.

Der Held schaute fröhlichen Blickes über die wogende Menge hin und sprach zu ihr in jenem modulationsfähigen Tone, der den Südamerikanern eigen ist: weich und hellklingend beim Ausdruck der Freude und des Schmerzes, dumpf bei der Erbitterung und mächtig, schmetternd beim Ausbruch der Leidenschaft.

„Venezuelaner! Mein Name ist Simon Bolivar . . .“

Das Volk ließ ihn nicht weiter sprechen, sondern unterbrach ihn frenetisch: „Es lebe Bolivar, der Befreier! Hoch der Libertador!“

„Ich danke Euch für den Namen, den Ihr mir gegeben, und obschon ich ihn bislang noch nicht verdiente, werde ich mein ganzes Leben dem weihen, daß ich mich desselben würdig zeige. Das große Werk der Befreiung wurde erst be-



gonnen, doch hoffe ich zu Gott, daß wir es auch beenden werden. Bis jetzt sind meine Verdienste an diesem Werke noch sehr gering. Das größte Verdienst an unseren bisherigen Erfolgen haben die Spanier selbst."

Im Volke vernahm man erstauntes Gemurmel.

„Ja die Spanier," fuhr Bolivar fort, „ohne ihre Treulosigkeiten und Grausamkeiten hätten unsere Waffen keine Schneide, die Erinnerung an ihre Taten verleiht unseren Armen doppelte Kraft und läßt uns an nichts anderes als an unsere Befreiung denken. Wenn sie die mit Miranda geschlossene Kapitulation getreulich erfüllten, wenn sie jenen, die die Waffen erschrocken niederlegten, Gnade angedeihen ließen, würde Südamerika niemals von seinem Joche befreit. Zu unserem Glücke behandelten sie uns ungerecht; Ihr, die Ihr in Eurer umzingelten Stadt eingeschlossen waret und lange Zeit keinerlei Nach-

richten über Eure Mitbrüder erhieltet, habt vielleicht in den Tagen Eurer blutigen Kämpfe das Los jener beneidet, obschon draußen zu sein, schrecklicher war, als hier zu kämpfen. Das ganze Land war ein großes Gefängnis, worin der Kerkermeister Morillo und seine Beschließer Pug, Boves, Aymerich . . ."

„Fluch über sie!" brüllte das Volk dazwischen.

„ . . . die ganze Nation gefangen hielten, welche die auf die Nachricht der erlassenen Amnestie zurückkehrenden Helden zu Hunderten ermorden ließen, denen es genügte, um ganze Familien in den Kerker zu werfen, wenn es hieß, dieselben seien ehrliche Menschen. Als unsere Scharen die befestigte Stadt Varinas angriffen, wo auf bloßen Verdacht hin elfhundert unschuldige Einwohner gefangen gehalten wurden, erteilte Kommandant Pug seinen Soldaten den Befehl, alle Gefangenen zu töten. Fünfhundert hatten sie bereits getötet, als unsere Vorhut, unfähig, den Anblick des auf



den Schanzen vor sich gehenden Massenmordes länger zu ertragen, verwegen einen Sturm unternahm. Die Mörder meldeten dem Kommandanten, es sei keine Zeit mehr, die Arbeit zu vollenden. Gut, antwortete Pug, so werden wir sie nachher fortsetzen! Damit bekämpfte er unsere Vorhut, kehrte zu seiner Arbeit zurück und vollendete dieselbe. Wir fanden nur noch elfhundert Leichname vor."

Das Getöse des Entsetzens und der Flüche zwang Bolivar innezuhalten, und nur allmählich legte sich das Brausen, gleich den Wogen des aufgeregten Meeres.

„Eines Tages erschienen zwei zarte Kinder vor Morillo; Söhne eines Neffen des heldenmütigen Arismendi, der kleinere acht, der andere zwölf Jahre alt. — Ihren Vater hatte die Bestie gefangen genommen, nur weil er ein Verwandter Arismendis war. Die unschuldigen Worte der Kinder erheischten Barmherzigkeit.

Ich will Euch Gnade gewähren, sprach Morillo zu ihnen, wenn Ihr einwilligt, daß ich Euch die Ohren abschneiden lasse. Die Kinder willigten ohne Bedenken ein. Der Elende winkte dem Henker, und beide Kinder verloren ein Ohr, ohne auch nur einen Wehlaut auszustoßen. Ihr weint nicht einmal? rief Morillo. Henker, fahre fort! Die Hand des Henkers zitterte. Du bist des Todes, wenn Du zitterst! brüllte der Bluthund. — Auch das zweite Ohr der Kinder fiel zu Boden, und kein Zug ihrer Gesichter zeigte, daß dies ihnen Schmerz verursache. Dieser Heldenmut in Kinderherzen erfüllte das Ungeheuer mit Furcht und Zorn: was kann aus diesem Gezüchte werden, wenn es heranwächst? Er ließ ihren Vater herbeibringen und alle drei erschießen!"

O! selbst die Blinden in den Fenstern des Lazarettes dräuten mit den Fäusten gen Himmel.

„Die Nachwelt würde es nicht glauben, daß

Christen einstmals in solcher Weise Krieg gegen ihre Mitmenschen führten, wenn wir den geschriebenen Befehl des spanischen Generals nicht in Händen hätten, in welchem er bekannt gibt, daß, wer aus dem spanischen Heere zu dem Heere der Unabhängigkeitspartei übergeht, jeden Fünften aus seiner Verwandtschaft bis ins fünfte Glied durch den Tod des Erschießens verliert, sowie, daß die Behörden des Geburtslandes des Flüchtlings dezimiert werden und für jeden Entflohenen zehntausend spanische Piaster zahlen müssen!"

Es war eine eigentümliche Kundgebung der Wut, daß die Menschen hierauf zu lachen anfingen. Es war auch Grund genug zum Lachen, daß der spanische General die ganze Verwandtschaft mit dem Flüchtling zum Feinde überzugehen zwang.

„Als das ganze Land zur Verzweiflung getrieben war, verfielen die spanischen Anführer

auf einen höllischen Gedanken, um die Patrioten auszurotten. — Boves, dieser ehemalige Korkverkäufer und gegenwärtige General, dieser Pug, der Metzger von Varinas, ein Neger namens Palorno, den man aus dem Gefängnisse zu Caracas hervorholte, wo er eines begangenen Mordes halber saß, und ein spanischer Räuberhauptmann namens Rosita wiegelten die Neger auf und verhießen ihnen die Freiheit, wenn sie die Patrioten ausrotten. — In einer Ausdehnung von neunhundert Meilen verwüsteten die aufgestachelten schwarzen Bestien das Land, bis der junge Ricante seine eroberte Feste mit den wütendsten Scharen und deren rasenden Anführern zusammen in die Luft sprengte . . ."

Hier hielt Bolivar inne; die Erweckung der schweren Erinnerung ermüdete ihn, er schien zu ächzen, während er sprach. In lautloser Stille harrte die Menge, was er noch zu sagen habe.

„Auch hiermit hatte die Nacht noch kein Ende



erreicht; immer schwärzer noch wurde unser Los, wir hatten kein geordnetes Heer mehr und keinen festen Ort, außer Carthagena: Morillo griff die tapfere Stadt zu Wasser und zu Lande an und füllte deren Schanzgräben mit Toten. Vier Monate verteidigte sich der heldenmütige Juan de Dios Amador gegen den übermächtigen Feind, während Kampf, Hunger und Seuche die Hälfte der todesmutigen Einwohnerschaft dahinraffte. Als man endlich in der Stadt nichts mehr zu essen hatte, versammelte er alle Überlebenden vor dem Fort la Poga, ließ seine Kanonen vernageln, die Häuser in Brand stecken, und Schiffe besteigend, durchbrach er das spanische Schiffsheer, ohne dem Sieger mehr als einen unbewohnbaren, mit Leichen gefüllten Trümmerhaufen zurückzulassen. Alles war bereits verloren, nur Venezuela stand noch. Gott sei Dank, daß es sich von der Verzweiflung nicht überwältigen ließ, daß es zu vertrauen vermochte, als jegliche



Hoffnung bereits entschwunden schien, daß es sich verteidigte, als die Trümmer unserer Heere in die Wüsten des Llanos entflohen. Der Llanos befreite uns; in jenen unendlichen Ebenen, wo der Krieger samt seinem Pferde in dem riesenhohen Grase verborgen ist, war es den spanischen Verfolgern nicht ratsam, zu erscheinen; dort erheben sich aus den lautlosen Hainen auf ein gegebenes Zeichen Tausende von Männern, die neben ihren Pferden schlafen, die keinen Sold verlangen, die im Kampfe nicht ermüden und sich niemals ergeben. Die Männer des Llanos benötigen bloß eines Führers, um eines Tages auf dem Schlachtfelde erscheinend, den Spaniern einen so furchtbaren Gegner gegenüber zu stellen, wie sie ihn sich nicht träumen ließen. — Diesen Anführer schenkte ihnen das Schicksal . . ."

Hier deutete Bolivar auf seinen martialischen Gefährten, der auch jetzt hoch auf dem Pferde

saß, ohne daß ein Zug seines harten, rauhen Gesichtes irgend eine Veränderung zeigte.

„Dieser Tapfere heißt José Antonio Parz. Zu Mirandas Zeiten der Anführer einer Schar des Llanos, jetzt unser tapferster Held. Als Miranda kapitulierte und Morillo die allgemeine Amnestie ergehen ließ, war mein Freund Parz auch so einfältig, daß er ihm glaubte. Sehet, er ist ein so unschuldiger, guter Mann, daß er sogar einem Morillo Glauben schenken konnte und in Varinas erschien. Morillo ließ ihn aber sofort ergreifen, in ein enges Gefängnis mit anderen dreihundert Gefangenen sperren und ihm dreißigpfündige Fesseln anlegen. Hahaha! Sehet Euch diese Gestalt an! Was sind ihm dreißigpfündige Eisen? Ein Spielzeug, eingebildete Ketten, wie sie Kinder aus Grashalmen zu machen pflegen. In der ersten Nacht ergriff José mit beiden Fäusten die dreißigpfündigen Handschellen, drehte sie einmal um, und sie zersprangen,

wie wenn es Pappe gewesen wäre, worauf sich Parz den Spaß machte, auch die Ketten der übrigen Gefangenen zu zerbrechen. Und als der Kerkermeister kam, ergriff er ihn, nahm ihm die Schlüssel ab, überfiel die Burgbesatzung und bemächtigte sich mit unbewaffneter Hand der Festung.*) Dies hier ist der heldenmütige José Antonio Parz. Auf seinen Ruf kamen die tapferen Llaneros aus ihren Verstecken hervor und bildeten die erste Schar, welche den Befreiungs-

*) Noch eine zweite charakteristische Begebenheit verzeichneten die damaligen Chronisten von diesem seltenen Manne. — Als er mit seinen Llaneros einst eine spanische Reiterschar gefangen nahm, behauptete der Anführer der Spanier, er habe ihn bloß deshalb überwältigen können, weil sein Pferd schlecht, jenes des Parz aber gut sei. Der Anführer der Llaneros ließ sich dies nicht sagen, sondern forderte den Spanier stolz auf, die Pferde zu tauschen, und wenn er auf Parz' Pferde entkäme, so möge er frei sein, er werde ihn allein auf des Offiziers schlechterem Pferde verfolgen. Der spanische Anführer nahm das Anerbieten an, Parz aber hatte ihn nach fünfhundert Schritten eingeholt, und das vor ihm rennende Pferd beim Schweife packend, stürzte er dasselbe samt seinem Reiter kopfüber zu Boden. M. J.

krieg von neuem aufnahm, die zweite, die denselben niemals aufgegeben hatte, war die Bevölkerung Venezuelas. Ohne die beiden hätte Bolivar gar nichts tun können, und diesen beiden hat es Südamerika zu verdanken, daß wir noch leben. Und deshalb gestattet uns, Ihr tapferen Bewohner Venezuelas, daß ich diesen Lorbeerkranz in zwei Teile reiße und einen Teil dem wackeren Parz, den anderen aber der Heldenjungfrau überreiche, die sich in der Verteidigung von Venezuela einen solchen Namen errang, welcher diesseits und jenseits der Cordilleren im Herzen eines jeden freien Menschen widerhallet: der heldenmütigen Jungfrau Donna Laurenzia di San Sol!"

Damit riß Bolivar den Lorbeerkranz entzwei und reichte einen Teil Parz, den anderen Laurenzia. Die donnernden Hochrufe des Volkes verschlangen die gestammelten Worte, welche Parz und Laurenzia zur Anwort gaben. Der herkulische Jüngling, dem es ein Spaß war, Ketten zu zer-

sprengen, fiel gleich einem verschämten Kinde seinem Führer zu Füßen und bedeckte ihm die Hände mit Küssen, während die marmorharte Jungfrau zitternd vor dem Manne stand, dessen Zauber Völker eroberte.

Bolivar preßte mit dem linken Arm den tapferen Llanero an seine Brust und streckte die Rechte ausgebreitet von sich: — war es nicht eine selbstverständliche Sache, flüsterte nicht ein zauberhafter Instinkt der Jungfrau zu, sich dorthin an die leergelassene Stelle zu werfen, da ein Herz wie das ihrige gegen kein würdigeres pochen könnte, — daß dem Helden kein Lohn so hoch erscheinen mag wie ihr Herz? Und im nächsten Augenblicke ruhte die Jungfrau unter dem tosenden Beifallsklatschen des Volkes an dem Busen des starken Helden und erwiderte in selbstvergessener Hingerissenheit dessen heiße Umarmung.

Mit einer Umarmung hatte sich Bolivar



einen unverbrüchlich guten Freund und ein bis zum Tode treu bleibendes Weib erworben.

Das Volk zog einen mit Fahnen und Kränzen geschmückten Triumphwagen herbei, und alle drei auf denselben hebend, fuhr man sie bis zum Tore des Palastas derer di San Sol, dabei fortwährend Treue und Ergebenheit dem Libertador gelobend, von dem jede Lippe jedem Ohre erzählte und jedes Herz es bereits wußte, was ihm das andere anvertraut hatte, wie freundlich und bescheiden und dabei wie unwiderstehlich er sei. Nur einen Mann gab es, dessen Stimme man inmitten des allgemeinen Jauchzens nicht vernehmen konnte — es war Don Gideon. Nach dem Auftritte vor der zertrümmerten Statue eilte der junge Krieger traurig und gesenkten Hauptes zu dem alten Esteban di San Sol, den seine Blindheit zwang, vor der Schwelle seines Palastes stehend, auf das nahende Jubelgeschrei zu horchen. Zu ihm sprach er mit unterdrückter Bitterkeit:



„Die Sache des Vaterlandes ist gerettet, — aber die meinige ist verloren . . . . .“

II. Der Diktator.

Mit der Befreiung Venezuelas begann ein neues Leben für die Patrioten. Boves, der übelberüchtigste Anführer der Spanier, war gleichfalls in der Schlacht gefallen, M'Brion, ein reicher Handelsherr, hatte sein ganzes Vermögen der guten Sache geopfert und aus seinen Kauffahrern Kriegsschiffe gemacht, mit denen Bolivar die spanische Flotte besiegte, Margarita einnahm und die Spanier daraus vertrieb; Parz bereitete dem spanischen General La Torre eine schmähliche Niederlage, und Mac Gregor, der tapfere schottische Rebellenführer, bemächtigte sich Barulonas durch einen Handstreich.



Um über die weitere Fortführung des Krieges zu beratschlagen, versammelten sich die Führer der Patrioten in Venezuela.

Anwesend waren der Befreier Bolivar, sein treuer Freund, der von aller Welt angestaunte Riese Parz, der Bolivar wie ein Kind liebte, Manuel Piar, der ehrgeizige heißblütige Mulatte, Manuel Valdez, der Abgesandte der Huayauquiler Scharen, ja sogar der greise Arismendi, der Beherrscher der Insel Magarita, auch der erblindete Esteban di San Sol ließ sich in einer Sänfte hierherbringen; — ihn begleiteten seine Tochter, Don Gideon und noch mehrere Notabilitäten Venezuelas.

Der alte Don Esteban war in übler Laune. Der Rausch nach dem ersten Triumphe verflog vor späteren nüchternen Gedanken und als ihn Don Bernard Bermudez vor der Beratung herausfordernden Tones fragte:



„Nun, alter Freund, was denkst Du über unseren Bolivar?"

Da runzelte der Alte die Stirne über seinen glanzlosen Augen und brummte unmutig:

„Ich weiß nicht, wie Du das meinst? Gehört Bolivar uns oder gehören wir Bolivar? Ich habe ihn gesehen . . ."

„Du hast ihn gesehen?" fragte Bermudez, in dem der Gedanke für einen Augenblick erwachte, daß der alte Esteban sich bloß verstelle, da er sagte, daß er blind sei.

„Ja ich sah ihn aus seinen Worten."

„Nun, und wie fandest Du ihn aus seinen Worten?"

„Er ist ein ehrgeiziger, stolzer Mann, der im seidenen Gewande aus dem Kriege kam, keinen Panzer trägt, damit man seinen Mut bewundere und ihn für unverletzlich halte, weil er eine Sendung vom Himmel habe und der ihn beschützt. Er ist herrschsüchtig, da er die Herzen der besten



Männer damit besticht, daß er ihnen seine eigenen Verdienste aufdrängt. Er lobpreist immer andere, damit andere ihn lobpreisen mögen. Er spricht niemals aus, was er denkt, etwas behält er immer für sich, und deshalb wendet er auch sein Gesicht niemals demjenigen zu, mit dem er redet, damit jener nicht aus seinen Augen lesen könne, was er fühlt. — Einstmals werdet Ihr mit ihm einen schwereren Stand haben, als Ihr ihn jemals mit den Spaniern gehabt."

„Ei," sprach der alte Bermudez, „Freund Esteban, wenn Du als Blinder so viel siehst, welch ein weiser Mann würde erst aus Dir werden, wenn Du auch noch taub wärst!"

Der fromme Bermudez verließ seinen alten Gefährten bei diesen Worten und begab sich auf die andere Seite zu einer Gruppe, wo man das Lob Bolivars sang. — Der gute Alte war im regulären Heeresdienst ergraut; er hatte keinen Begriff davon, daß man für seinen Anführer

etwas anderes als Unterwürfigkeit hegen könne. Die Bürgersoldaten, diese aus Sennores Krieger gewordenen Helden bekritteln immer das Benehmen ihres Anführers, und das ist nicht gut.

Und auch diesmal sind sie in größerer Anzahl vorhanden als die gewöhnlichen Guerillas, deren einfache gelb-blaue Uniform kaum zur Geltung gelangt inmitten der phantastischen Anzüge der bunten Caballeros, die mit wallenden Federn an ihren Hüten, mit bunten breiten Gürteln, über die Schultern geworfenen Mänteln und mit allerlei erfinderischen Exzentrizitäten möglichst auffallend erscheinen wollen. Selbst Don Esteban hatte seinen scharlachroten Mantel angelegt, obschon es für ihn gleichgültig sein konnte, ob derselbe rot oder grün war. Doch die Finger des Alten empfanden den Farbenunterschied des Gewandes, und er wurde ordentlich böse, wenn man ihn zu hintergehen suchte. Don Gideon schien gleichfalls beschlossen zu haben, heute sehr schön zu sein,



deshalb nahm er eine blaue Seidenbluse um, die mit weißen Punkten gesprenkelt, vom Kragen bis zu den Hüften mit vier Reihen kleiner goldener Knöpfe besetzt war, während sein runder rosenroter Mantel eine handbreite Seidenstickerei trug. Jedermann mußte zugeben, daß er unter allen anwesenden Caballeros der schönste und stattlichste war.

Ja, weil Bolivar noch nicht da ist. Den seht Euch an, wenn er kommt. Der wird alle durch die Pracht seiner Erscheinung in den Schatten stellen. O, Bolivar ist ein großer Schauspieler, wie ihn Don Esteban nannte.

Bolivar kommt, tönt es von draußen. Die den Eingang verstellende Volksmenge läßt den Libertador hoch leben. Der Held von Caracas tritt in die Versammlung, und von allen Lippen klingt ein Ruf des Staunens. Bolivar war in der einfachen Uniform eines gemeinen Soldaten eingetreten, wie sie die Krieger von Venezuela tragen,

ohne Feldherrenzeichen, ohne jeden Schmuck. Nicht einmal die runde Medaille glänzte an seiner Brust, die mit der Aufschrift „Den Befreiern“ zum Andenken des Sieges zu Caracas geprägt und von jedem Guerilla, Caballero und Llanero über dem Herzen getragen wurde.

Vor Staunen vermochte niemand zu Worte zu kommen; voll Verwunderung ließ man ihn bis in die Mitte des Saales gehen, wo Bolivar nach militärischem Gruße stehen blieb.

Jeder wartete darauf, was er sprechen würde.

„Patrioten,“ begann der Held, „es ist kein Gaukelspiel, daß ich dieses Gewand auf mich nahm, welches Euch zu überraschen scheint, dasselbe steht in engem Zusammenhange mit dem, was ich Euch in dieser Stunde sagen werde, und die Pracht und Abzeichen des Anführers würden nur schlecht zu meinen Worten passen. — Wir haben vier große Schlachten gewonnen, seitdem Venezuela befreit wurde, überall, wo wir auf den Feind



stießzen, warfen wir ihn zurück, unsere Kraft nahm zu; wo ein Spanier steht, stehen ihm zwei Libertadors gegenüber. Und dennoch sage ich, daß unser ganzer Kriegszug ein vergeblicher ist! unsere Siege sind das Pulver nicht wert, welches sie kosteten, von dem Blute gar nicht zu reden, das vergossen wurde; wir kämpften bloß, doch eroberten wir nichts, und unsere Feinde sind auch jetzt noch so stark, wie sie es vordem gewesen. Und ich legte den goldenen Führerstab nieder, weil ich in Wahrheit nichts weiter bin als ein einfacher Krieger des Vaterlandes, und legte die mit dem Worte Libertador prahlende Medaille nieder, weil ich gar nichts befreit habe!"

In ängstlicher Spannung lauschte die Versammlung Bolivars Worten.

„Wir werden besiegt werden nach unseren größten Triumphen, wir werden fallen, da wir uns am höchsten erhoben, und werden untergehen, da wir meinen, erst zu leben; unsere Feinde wer-

den uns überleben, denn bei ihnen herrscht Eintracht, bei uns nicht; sie kennen ihr Endziel, wir kennen es nicht. Unsere Kriegsführung ist ein blutiges Chaos, wo niemand auf das Kommandowort hört, sondern jeder tut, was ihm beliebt. Jeder unserer Führer führt einen Kriegszug für sich, ohne nach einem gemeinschaftlichen Ziele zu streben, und was er heute gewonnen, verliert er morgen mit ungeheurem Verluste. Wo ist der General Rivas nach dem Siege von Noica, wo er Boves tötete, hingekommen? er stürzte sich einer Übermacht entgegen, die ihn gefangen nahm und hinrichten ließ. Weshalb ist Narino Sanjago, der Sieger von Pogaya nicht hier? weil er zwei Tage nach seinem Siege Aymerich in die Falle lief und mit Mann und Maus gefangen wurde. — Admiral Aury, der in Venezuela ankern sollte, wo es vor Spaniern wimmelte, segelte nach Mexiko, wo sich damals keine einzige spanische Fahne befand. Wir gehen dem Tode, dem sicheren



Verderben entgegen, da wir nicht befehlen, nicht gehorchen können."

Der alte Bermudez rasselte bei diesen Worten vernehmlich mit seinem Schwerte, wie jemand, der bereits weiß, was das Ende sein werde, und der dasselbe ungeduldig erwartet.

„Patrioten!" fuhr Bolivar fort, „im Kriege darf bloß ein Mann an der Spitze stehen, die übrigen müssen gehorchen. Dieser eine aber muß die Zügel mit eiserner Hand ergreifen und weder Groß noch Klein schonen. Ich verlange ein Jahr der Sklaverei von Euch. Erwählet Euch aus Eurer Mitte einen Tyrannen, der mutig und erbarmungslos zu sein und das Vaterland heiß genug zu lieben vermag. Möge dem unbeschränkten Willen dieses Tyrannen unser Leben, unser Vermögen, unser Eigenwille untergeordnet sein; wenn er sagt, stürmet! so frage niemand, was uns erwartet, sondern er möge stürmen, und wenn er sagt, haltet! so blicke niemand vor- noch



rückwärts, sondern er möge stehen bleiben, wenn er auch dem Tod in die Augen blickt, und wenn er sagt, fliehet! so vernehme niemand das Hohngeschrei des Feindes, sondern er möge fliehen, so wie er es befiehlt. Tut Ihr dies, so befreit Ihr das Vaterland, und für ein Jahr freiwilliger Sklaverei erkauft Ihr Euch ewige Freiheit!"

Kaum hatte Bolivar seine Rede geendet, als in der Mitte des Beratungssaales Don Gideon erschien und zeigte, daß er ihm antworten wolle:

„Ich widerspreche Dir, Libertador, oder wenn Du diesen Namen verwirfst, Simon Bolivar. Ich widerspreche jedem Deiner Worte, die Du gesprochen. Ich stelle es in Abrede, daß die starre militärische Disziplin unsere Feinde zu besseren Helden macht, als wir es sind. Der Spanier kämpft auf Kommando, wir kämpfen aus Begeisterung, und unsere ungeordneten Scharen haben die maschinenartigen Kampfreihen stets zersprengt, wo sie mit denselben zusammenstießen. Wir

führen das Kommandowort im Herzen, und der Gedanke, welcher uns auf dem Schlachtfeld leitet, läßt sich im Kampfgewühl nicht unterdrücken. Unsere Krieger kämpfen nicht für Sold sondern um die Freiheit, und deshalb wollen sie als freie Menschen behandelt werden. Als Venezuela von Feinden umringt war, gab es bloß ein Losungswort auf den Schanzen: Patrioten, dies ist der letzte Punkt! und dieses Losungswort erhielt die Wachen besser auf ihren Posten, als wenn hinter ihrem Rücken das Schwert des Blutgerichtes gedroht hätte. Als wir die Schlacht bei Ayacucho kämpften, sprach ich nur ein Wort zu meinen Soldaten: Erinnert Euch an die Mörder zu Varinas! und dieses Losungswort genügte für die ganze Schlacht, um den Feind zu besiegen. Nicht mit dem Verstande, nicht in kaltem Erwägen errangen unsere Heere ihre Siege in dem ungleichen Kampfe, sondern mit einer ans Unglaubliche grenzenden Ent-



schlossenheit, — lauter Siege, die jeglicher Kriegswissenschaft spotten, die durch keinerlei Strategie hätten ausgerechnet werden können. Wir geben unser Blut bis zum letzten Tropfen hin, wir geben unser Vermögen bis zum letzten Bissen Brot für die allgemeine Freiheit hin, doch wollen wir wissen, daß wir es freiwillig und nicht gezwungen hingeben. Ich, als Mann, hasse jeglichen Zwang, als Edelmann bekämpfe ich denselben, und als Heerführer weise ich ihn zurück. Ich kenne vor der Hand jenen Mann nicht, den ich als unbeschränkten Herrn über mich anerkennen würde — selbst wenn dies mein Vater wäre — und in dessen Hand ich jenen kostbaren Schatz niederzulegen wagen möchte, den er trotz seiner unbegrenzten Macht fallen lassen kann, wenn sein Arm schwach, verlieren, wenn sein Verstand nicht ausreichend, und verkaufen, wenn sein Herz schlecht ist. Das Wort: Diktator bedeutet bei mir einen Tyrannen, und wer steht mir gut dafür,

daß er nebstbei nicht auch feige, dumm und ein Verräter sein kann?“

Don Esteban erhob sich von seinem Stuhle und tastete eilig zu Gideon hin, dem er die Hand drückte, und die Tränen seiner blinden Augen trocknend, sprach er:

„Gut, mein Sohn, sehr gut!“

Gideons Anhänger begannen unruhig zu werden, während Bolivars Getreue finstere Blicke auf dieselben warfen. Nur Bolivars Gesicht blieb völlig unverändert.

„Junger Mann!“ begann er zu Don Gideon gewendet, „Du hast mir geantwortet, wie wenn meine Worte ausschließlich an Dich gerichtet wären. Auch ich schlage die Begeisterung des Soldaten hoch an, und bei der Entscheidung einzelner Gefechte gibt sie den Ausschlag; zum Führen großer Kriege aber genügt sie nicht, ja ist sie zuweilen schädlich. Es ist wahr, daß man mit ihr Wunder vollbringen kann, aber mehr

als das größte Wunder ist der kleinste Erfolg wert. — Es ist wahr: daß Du mit Deiner kleinen Schar bei Ayacucho die feindlichen Reihen durchbrachst und einen bewunderungswürdigen Umweg über den Cundinamarca vollbrachtest, kannst Du sicherlich eine Wundertat nennen; wenn Du aber, so, wie Du von Parz angewiesen wurdest, ruhig in Deiner Stellung verblieben wärest und gewartet hättest, bis jener mit Narino vereint die Engpässe hinter dem Rücken des Feindes besetzt hätte, so wäre das ganze spanische Heer in unsere Hände gefallen. Dies wäre kein Wunder, wäre keine Heldentat, aber ein nützliches Resultat gewesen. Für die Heldentat bei Ayacucho besinge ich Dich, wenn ich ein Dichter, lasse Dich aber erschießen, wenn ich Diktator bin. Rechnen wir dies aber nicht unter die Vergehen, da ich von viel größeren Übelständen sprechen kann, als übereilte Heldentaten sind. Da steht gleich Manuel Piar neben



Dir, dem Du eben die Hand drückst. Dieser war angewiesen, mit seinen Truppen in Cumana Stellung zu nehmen und sich um garnichts zu kümmern, von welcher Seite der Feind auch zum Vorschein kommen möge, da es den Knotenpunkt unseres Kriegsplanes bildete. Statt dessen zog er mit seiner Schar eilig von der gefährlichen Stelle hinweg und entschuldigt sich jetzt damit, daß er seine Leute habe retten wollen. Dies mag dort als gute Entschuldigung gelten, wo man das Prinzip des freien Willens verteidigt, wenn ich aber Diktator bin, lasse ich Piar sofort erschießen."

Don Gideon zog seine Hand aus der Piars.

„Als wir Margarita von den Spaniern säuberten, nahmen unsere Feinde, die uns auf offenem Schlachtfelde nicht besiegen konnten, zu der elenden List ihre Zuflucht, daß sie in ganz Südamerika die schwarzen Sklaven gegen uns aufstachelten. In Acumana richtete ich einen Auf=

ruf an die Patrioten, sie mögen sich zu einem großen Opfer begeistern, welches das Vaterland vor einer großen Gefahr bewahren würde: sie mögen ihre Sklaven freilassen. Wenn ich Diktator bin, so befehle ich es, so aber, da ich bloß bat, rissen die reichen Pflanzer meinen Aufruf von den Mauern, wiesen meinen Gesandten die Türe und ließen mich ohne Lebensmittel vor Huayra ganz allein zurück, so daß ich gezwungen war, Margarita zu räumen und die ganze Provinz aufzugeben. Hunderte solcher Fälle könnte ich anführen, wenn ich mich an dem Erröten der Gesichter anderer ergötzte. Nein, Don Gideon, nicht Deine jugendliche Hitze ist die Hauptursache, die für das Volk einen Diktator erheischt, sondern die Willkür der Schar von Egoisten, der Feiglinge, der kleinen Tyrannen ist es, die eine harte Faust über sich erfordern."

Diese Worte riefen ein zorniges Murren unter den Anhängern Don Estebans hervor;

Piar begab sich zu den Gruppen im Hintergrunde und sprach dort heftig gegen Bolivar, während Parz mit seinem Schrecken erregenden Gesichte herausfordernd die Unzufriedenen anblickte. Da trat plötzlich die schöne Laurenzia di San Sol hervor, mit versöhnenden, besänftigenden Blicken die veruneinigten Parteien beschwichtigend, — und ihre süße Stimme verschmolz sofort, was der harte Ton der Männer zerbrochen hatte.

Das Mädchen begann zu sprechen.

„Meine Freunde und Verwandten! Sollen wir uns, die wir in Gedanken übereinstimmen, hohler Worte halber veruneinigen? Die wir durch unsere Herzen mit einander verwandt sind, sollen wir uns unserer Zungen halber verfeinden? Du, Bolivar, sagst, die Macht der Kriegführung müsse in einer Hand vereint sein, damit wir unsere Feinde besiegen können, und Du hast recht. Du, Gideon, sagst, Deine Freiheit sei viel zu kostbar, als daß Du sie der Hand eines Mannes an-

vertrauen könntest, und Du fürchtest, daß der, den Du gerufen, ein böserer Feind sein würde, als der von Dir vertriebene gewesen. Auch Du hast recht. Sind es aber zwei unvereinbare Gedanken, die Ihr da gegen einander bekämpft? Hat uns Gott nicht die glückliche Gabe verliehen, daß wir stark und frei sein können? Hat das Schicksal mit seinem Finger nicht deutlich genug auf den Mann gedeutet, der bestimmt ist, uns an die goldene Schwelle der Freiheit zu führen und dort in die Reihen der gewöhnlichen Mitbürger zurückzutreten, ohne sich eine glänzendere Krone zu wünschen, als die Achtung und Anerkennung aller Patrioten? Der in diesem Augenblicke ein über sein ganzes Vaterland gebietender Herrscher und im nächsten ein gehorsamer Leibeigener zu sein vermag, der sich den Geboten des Vaterlandes beugt? Diesen großen Geist schenkte uns das Schicksal, damit das Rätsel gelöst sei, welches der verhängnisvolle Augenblick uns vorgelegt:

wen sollen wir zu unserem unumschränkten Gebieter machen, ohne daß er unser unumschränkter Gebieter sei? .. Und dieser Mann ist Bolivar."

Parz und seine Gefährten brachen in Freudenrufe aus, während Don Gideon vor Erbitterung nicht zu reden vermochte, nur der alte Esteban erhob sich von seinem Stuhle und sprach erregt:

„Und wer sagt Dir, Kind, daß dieser Mann Bolivar sei? Du bist ein Weib, das Herz besticht Dich, und was Deine Augen für schön finden, will auch Dein Herz für schön glauben. Wer bürgt uns dafür, daß Bolivar wirklich jenes Wunderwesen sein wird, welches heute noch unumschränkt über das ganze Land herrscht, auf dessen Gebot sich alle Heere in Bewegung setzen oder erstarren, und welches diese Macht morgen auf die einfache Meldung des Ratsdieners hin niederlegt und bedingungslosen Gehorsam leistet? Wer bürgt uns hierfür?"



„Ich!“ rief das Mädchen mit heller Stimme.

„Du?“ stammelte Don Esteban, und seine lichtlosen Augen starrten vor sich hin, wie wenn er die Sprecherin mit Gewalt sehen und bewundern wollte.

„Ja, ich!“ wiederholte das Mädchen, und alles Blut drängte sich in ihre Wangen. „Zwar will es sich für eine Jungfrau an diesem Orte und vor Männern nicht ziemen, von solchen Dingen zu sprechen; — die Macht des Augenblicks zwingt mich aber dazu. Mehrmals sahet Ihr mein Blut meine im Kampfe zerrissenen Gewänder beflecken, sehet jetzt mein Blut auf meinen glühenden Wangen und nehmet auch dies für ein Opfer hin. Seit der ersten Stunde, da ich Bolivar gesehen, liebte ich ihn; seit der ersten Begegnung, da ich zu ihm sprach, liebte auch er mich. Wir sagten es uns nicht, aber die Gedanken fanden sich. In dieser Stunde erwähle ich mir in Eurer Gegenwart Bolivar zu meinem

Gatten unter der Bedingung, daß ich ein volles Jahr, während er Diktator sein wird, seine Gattin nicht sein werde; in dem Augenblicke aber, da ihn die Nation von seiner Würde als Diktator enthebt, trete ich mit ihm zum Altar. Wenn Bolivar einwilligt, bürge ich dem Vaterlande für sein treues Herz!"

Die begeisterten Hochrufe der Patrioten übertönten die Worte der Jungfrau, zu deren Füßen in diesem Momente Bolivar, der stolzeste Held des Heeres, kniete, um mit wonnestrahlendem Angesichte den Verlobungsring aus der Hand des Mädchens entgegenzunehmen. Hingerissen ließen alle Anwesenden Laurenzia und Bolivar, den Diktator, hochleben.

„Und nun schwöre ich angesichts des einzig lebenden Gottes," sprach das Mädchen aus Venezuela, „daß der Gatte der Laurenzia di San Sol niemals ein Tyrann sein und Laurenzia niemals die Umarmung eines Tyrannen dulden wird."

Bebend schloß Bolivar die stolze Dame an sein pochendes Herz und sprach mit zitternder Stimme:

„Ich wünschte in diesem Augenblicke zwei Herzen zu haben, um mich mit dem einen über die mir vom Vaterland widerfahrene Auszeichnung und mit dem anderen über Deine Liebe zu freuen. Das beruhigt mich aber, daß ich beides Dir schulde.“

Dieser Auftritt entwaffnete den Zorn der Patrioten; die südamerikanische Rasse geht so leicht vom Zorn zur Freude über, und selbst den alten Esteban erweichten die Worte seiner Tochter. Auch er ging zu Bolivar hin, um ihm die Hand zu drücken, und seine Stimme klang verschleiert, als er einige Worte stammelte:

„So sei denn Diktator, — so sei denn mein Sohn. Wenn sie es sagte — so möge es so sein. Erinnere Dich aber, welch mächtiger Herr Du auch sein mögest, so wirst Du einen greisen



Vater haben, der ein größerer Herr ist, als Du es bist, der Dir befiehlt. . . . Nicht ich . . . sondern Dein Vaterland . . ."

Auch Don Gideon reichte Bolivar die Hand: der ehemalige Bräutigam dem neuen.

„Nun verfüge über mich: Du kannst es ja tun. — Wenn Du aber einen Platz weißt, an dem jemand sein Leben opfern muß, dahin stelle mich, da werde ich gerade recht sein."

Auf die Dauer eines Jahres erwählte die Nationalversammlung Bolivar zum Diktator.

Als er den Schwur geleistet hatte, dem Vaterlande treu zu bleiben, übergab man ihm den Stab mit dem goldenen Apfel, als Sinnbild des Herrschens über alle Patrioten. Die übrigen Anführer beugten ein Knie vor ihm und versicherten ihren unbeschränkten Gebieter ihres Gehorsams. Der Erste, der dies tat, war Parz; der Herkules küßte Bolivars Hand und weinte vor Freude wie ein Kind.

Zuletzt kam Laurenzia, liebevoll blickte Bolivar dem Mädchen in die Augen und flüsterte in überströmendem Gefühle:

„Wollte Gott, ich hätte bereits das Jahr der Macht zurückgelegt!“

III. Der entscheidende Augenblick.

Das Jahr verfloß. Es währte länger, als die übrigen, denn es war ein kämpfereiches. Bolivar befreite ganz Kolumbien, eroberte Guito, besiegte die Spanier, zwang Morillo zu einem Frieden: er verdiente den Namen „Libertador.“

Der letzte Tag des Jahres war nur noch übrig, jener Tag, da er seine Macht als Diktator wieder in die Hände der Nationalversammlung niederlegen mußte.

Am Morgen dieses Tages traf er mit Donna Laurenzia zusammen.

„Ich befinde mich in einem sonderbaren



Zwiespalt mit mir selbst," sprach er zu seiner Verlobten, „in diesem Augenblicke freue ich mich auf diesen Tag, im nächsten fürchte ich mich vor demselben. Dieser Tag vereint mich mit Dir, dieser Tag nimmt mir die Macht. O, ich bedauere nicht die Macht niederzulegen, sie beraubt uns nur der Ruhe und gewährt kein Glück, doch bedauere ich mein Vaterland. Ich sehe alles voraus: so wie ich die Hand öffne, fällt alles auseinander, was ich zusammenhielt. Diese kleinlichen Menschen veruneinigen sich über ihre kleinlichen Interessen, jede Provinz wird sich zu einem selbständigen Reiche loslösen, das gegen die übrigen kämpft; die zum Herrn gewordene Volksgunst wird ihre Herrscher mit jeder Woche wechseln, wie der schlechte Herr seinen schlechten Diener, und nach den ruhmreichen Kämpfen werden die niedrigen Zänkereien folgen."

Laurenzia sah in Bolivars Seele und schmiegte sich ängstlich an die Brust des Verlobten.

„Du hast Deine Pflichten als Patriot erfüllt, Dein Herz ist ruhig. Du befreitest Dein Vaterland von den Feinden und gibst es jetzt sich selbst zurück. Die Nation ist noch jung, sie wurde erst vor einigen Jahren geboren, sie muß erst lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Ein neuer Cincinnatus, ein neuer Washington, wirst Du Dich nach vollendetem Werke zurückziehen, und dieses Beispiel der Bürgertugend wird den übrigen ein Sporn sein, ähnlich zu handeln. Auf Deinem Leben darf kein Schandfleck verbleiben. — Nichtwahr, Bolivar, Du legst den Herrscherstab nieder?"

„Ich schwor dies zu tun."

„Sage, daß Du dann auch meiner gedenkst."

„Eher Dein Versprechen, als mein Schwur."

„O sprich nicht so. Ein anderer Gedanke könnte Deinen Schwur zum Schweigen bringen? Gib mir keine Antwort; Du wärest nicht Bolivar, wenn Du hierauf ja sagen könntest."

„Es ist dies nicht die Stimme meines Gedankens, sondern das Poltern der auf den Sarg fallenden Erdschollen, welche die Elenden auf den Leichnam ihres begrabenen Vaterlandes zu werfen sich beeilen. In der Nacht, da Du Deinen ersten Schlaf in meinen Armen schlafen wirst, reißt sich Quito, löst sich Cundinamarca von uns los, werden die Spanier in die Hände klatschen und die Soldaten weinen."

„Möge das alles geschehen; Dein Name aber wird unbefleckt bleiben und die von ihm ausgestrahlte Tugend der Patrioten wird die Brüder wieder vereinen. Nicht Bolivars Macht, sondern Bolivars Tugend macht uns groß. Deine Macht hält dieses Volk bloß zusammen, solange Du lebst; Dein Zurücktreten aber macht sie unsterblich und veredelt die bösen Empfindungen."

„Ich werde zurücktreten."

„O, ich wußte dies. Ich schwor ja vor



einem Jahre in Deinem Namen, daß Du dies tun würdest. Ich kannte Dich, niemand anderes, nur ich kannte Dich gut. Gott geleite Dich, man läutet schon, die Sitzung beginnt. Bolivar sieht mich nicht mehr als Diktator, sondern als Gatte."

Bolivar eilte in die Versammlung; vor dem Tore harrten seine Freunde und Anhänger, unter denselben Parz und Bermudez, und geleiteten ihn in den Saal hinauf.

Als Bolivar in den Beratungssaal eintrat, empfing ihn feierliche Stille. Im Halbkreise saßen auf langen Bänken die Vertreter des Volkes. Bolivar blieb in der Mitte des Halbkreises stehen.

Heute war er in die volle Pracht des Diktators gekleidet, auf seiner Brust blitzte der Diamantstern, in der Hand trug er den Stab mit dem goldenen Apfel. In einiger Entfernung von ihm hatten die Heerführer hinter seinem Rücken Posto gefaßt, während im Vorsaale und auf den Treppen sein glänzendes, bewaffnetes Gefolge stand.



Die Volksvertreter empfingen ihn mit keinerlei Kundgebungen; jedermann wartete darauf, was er sagen würde.

„Patrioten!“ begann Bolivar. „Das Jahr ist zu Ende, während dessen ich die mir übertragene Würde bekleidete. In welcher Weise ich meinen Herrscherstab geführt, möge die Nachwelt beurteilen, soviel kann ich mit Stolz behaupten, daß auf Kolumbias Boden kein Feind mehr steht. — Was von den Spaniern noch übrig blieb, ist über die Grenzen getrieben. Meinem Eide getreu bin ich nun vor Euch erschienen und lege den Herrscherstab, der die Macht einer Nation in meiner Hand versinnbildlicht, freiwillig vor Euch nieder. Gebe der Himmel, daß, was ein Jahr errichtete, das nächste nicht verderbe.“

Damit beugte Bolivar sein Knie vor der Versammlung und legte den Herrscherstab auf die Rednerbühne nieder.

Einige schwache Hochrufe tönten nach dieser seiner Tat von den Galerien; seinen guten Freunden behagte sie nicht, und seine Feinde schwiegen, weil sie ihnen gefiel.

Als er auch den Diamantstern von seiner Brust loslöste und als einfacher Bürger vor der Versammlung stand, erhob sich Don Gideon von seinem Sitze und sprach zu ihm:

„Bürger Simon Bolivar, stehe der Nationalversammlung Rede, vor der Du angeklagt bist.“

„Angeklagt! Ich?“ rief Bolivar überrascht aus.

„Du bist angeklagt, als Diktator über Deine Machtbefugnis hinausgegangen zu sein, da Du als solcher berufen warst, um mit unseren Feinden zu kämpfen, und Du unser Vertrauen also mißbrauchtest, als Du mit Morillo unterhandeltest.“

„Der Handel schlug zu unserem Vorteile aus,“ entgegnete Bolivar ruhig.

„Der Handel war ein Verrat.“



Bolivar erbleichte und verstummte bei diesem furchtbaren Worte, doch schrie statt seiner Parz laut auf, der mit einem Satze in die Mitte des Saales sprang und sein Schwert wütend gegen Gideon schwang.

„Du selbst bist ein Verräter, Du aus der Ferne bellender Hund! der Du hinter Mutters Schürze hervor ehrliche Soldaten beschimpfst!"

„Ruhig, Parz!" beschwichtigte ihn Bolivar und verstellte dem wütenden Riesen den Weg. „Tritt zurück und stecke Dein Schwert wieder in die Scheide. Diese Herren da sind meine Richter und ich bin verpflichtet, ihnen auf ihre Fragen zu antworten. — Nein, Don Gideon! Ich war kein Verräter, denn ich habe nichts verkauft. Ich tauschte mit dem Feinde unsere Gefangenen aus, und daran habe ich wohlgetan; Morillo zog in Frieden über unsere Grenzen, und daran tat auch er wohl; dies wird nicht Verrat genannt. Womit



klagst Du mich weiterhin an? Ich weiß, daß Du hierfür Deinen Stuhl nicht verließest."

„Du hast recht. Obschon die erste Anklage nicht entkräftet ist, nenne ich Dir dennoch auch die zweite, denn die ist schwerer. Diejenigen Deiner Heerführer, die Du für Deine Gegner hieltest, sandtest Du eigenmächtig an solche Orte, wo sie zu Grunde gehen mußten, setztest sie ohne Veranlassung Todesgefahren aus."

„Geschah dies vielleicht mit Dir, Don Gideon?" fragte Bolivar spöttisch, da er stets dafür Sorge getragen hatte, Gideon an keine gefährlichen Orte zu senden.

Don Gideons Gesicht ward bei diesen Worten purpurrot.

„Mit mir geschah es wohl nicht, aber mit diesem hier."

Damit deutete Gideon auf Manuel Piar, den Bolivar bis jetzt noch gar nicht wahrge-



nommen: der Mulatte trat aus der Mitte der Vertreter hervor.

Bolivar schien starr vor Überraschung.

„Was sucht dieser Mensch hier?“

„Dich sucht er, um Dich anzuklagen,“ antwortete ihm Gideon.

„Ich frage, was dieser Mensch an diesem Orte sucht?“ rief Bolivar erhobenen Tones aus, „nachdem er meinem Befehle gemäß vor Caracas stehen müßte, um die letzte Festung der Spanier zu belagern?“

„Ja, Du sandtest ihn dahin, damit er zu Grunde ginge. Er aber erriet Deine Absicht, und als ihn die Spanier umzingelten, ergab er sich und streckte die Waffen, um seine Soldaten zu retten.“

Gleich einem angeschossenen Leoparden brüllte Bolivar auf bei diesen Worten.

„Er ergab sich samt seinem Heere! Das Belagerungsheer ergab sich dem Belagerten! O



über die unauslöschliche Schmach! — So tritt denn hervor, Du Heere rettender Schurke!"

„Bolivar!" unterbrach ihn Gideon, „zügle Deine Zunge. Manuel Piar ist Mitglied der Nationalversammlung."

„Möge er wer immer sein, in diesem Augenblicke ist er nichts weiter, als der von seinem Posten desertierte Soldat, der seines Vergehens halber vor seinem Richter steht. Manuel Piar, Du bist mein Gefangener! Dem ersten Posten außerhalb des Saales übergibst Du Dein Schwert und folgst ihm ins Gefängnis."

Alle Mitglieder der Nationalversammlung brausten laut auf gegen Bolivar bei diesen Worten: „Einen Volksvertreter gefangen nehmen!" „Im Beratungssaal einen Vertreter der Nation gefangen nehmen lassen!" — „Bolivar soll sich entfernen!"

Bolivar war leichenblaß. Dies war ein kritischer Augenblick für ihn.



„Oder will die Nationalversammlung lieber, daß bewaffnete Krieger in den Beratungssaal treten und hier an diesem heiligen Orte den Deserteur gefangen nehmen sollen, dem die Bänke der Volksvertretung ein Asyl gewähren?“

Diese Worte riefen einen betäubenden Lärm auf den Bänken hervor. Mit gezücktem Schwerte sprangen die Volksvertreter von ihren Sitzen auf und schrieen rasend vor Zorn auf Bolivar ein: „Hinaus mit ihm! Hinaus von hier mit dem Soldatendiktator! Nieder mit dem Verräter!“

Bolivars dröhnende Stimme übertönte aber das rasende Gebrüll:

„Ihr selbst seid Verräter, Ihr zur Knechtschaft gebornes tyrannisches Volk! Die Ihr Euch, weil Ihr obenauf schwimmt, gleich dem Unrate auf wildem Gewässer, die Besten der Nation nennt! Schmach über Euch und Schmach über diesen befleckten Saal, wo niedrige Krämerinter-

essen das Vaterland zu Grunde richten, wo jämmerliche Hehler den Kriegsdeserteur beschützen! Ein Hauch meines Mundes fegt Euch hinaus! Ein Wort von mir, und Ihr fallet zu Boden wie wurmstichiges Obst! Ihr wollt Euch auf den Thron eines Landes setzen, da Bolivar von demselben steigt? Ihr wollt Bolivars Richter sein, da er seinen Bürgermantel umnimmt? Ein Moment — und dieses Haus sieht Euch nimmer, und niemand wird nach Euch fragen! Nicht Ihr stehet über mir, sondern ich bin Richter über Euch! Den feigen Deserteur, der sein Heer entwaffnete, verurteile ich, Simon Bolivar, zum Tode, und wenn jede Bank in diesem Saal, auf welcher Ihr Böses brütend sitzet, ein Altar wäre, würde ihn nichts vor meinem Urteile schützen. Parz! Soldaten! hervor! Bolivar befahl, Ihr erfüllet Eure Pflichten!"

Und im gleichen Augenblick stürmten Bolivars Getreue herein, und der schreckliche Parz

warf sich wie ein wütender Löwe zwischen die Reihen der Volksvertreter, denselben spielend die Schwerter aus den Händen windend. Don Gideon leistete hartnäckigen Widerstand, bis sich sein Schwert in seinem Mantel verwickelte und er entwaffnet wurde. Ein Teil der Vertreter entfloh durch Türen und Fenster, der andere Teil wurde gefangen. Bloß der blinde Esteban di San Sol blieb auf seinem Stuhle sitzen.

„Taste mich nicht an, Scherge!“ rief er den sich ihm nähernden Soldaten zu, die ihm auswichen.

Nach wenigen Minuten war das Werk beendet, und Parz trat zu Bolivar hin.

„Was soll mit den Gefangenen geschehen?“

„Den General Manuel Piar stellt Ihr als Deserteur und feigen Verräter vor das Kriegsgericht und vollziehet sofort an ihm das gefällte Urteil. Die übrigen mögen laufen, wohin sie wollen.“



„Meiner Meinung nach, Bolivar, tätest Du besser daran, auch die vor's Kriegsgericht zu stellen.“

„Sie sind keine Soldaten, mögen sie fliehen.“

„Ich möchte sie dennoch lieber vor der Mündung unserer Flinten sehen.“

„Das wird nicht geschehen.“

„Dann hüte Dich, denn sie werden es mit Dir tun.“

„Wie's Gott gefällt.“

„Und was sollen wir mit dem Alten da anfangen?“ fragte Parz, auf Don Esteban deutend, der noch immer auf seinem Stuhle saß.

„Möge er dort sitzen bleiben,“ bestimmte Bolivar und entfernte sich mit den übrigen.

Nach einigen Minuten vernahm man das Krachen von Schüssen auf dem Platze: das Urteil wurde an Piar vollzogen. Der alte Esteban erhob sich von seinem Stuhle und lauschte.

Und er vernahm für sein Ohr noch entsetz-



lichere Töne. Einen einzigen, lufterschütternden Ruf aus tausenden und tausenden von Kehlen:

„Es lebe Bolivar der König! Bolivar der König lebe hoch!“

Leise flüsternd sprach der blinde Patriot vor sich hin:

„Er muß sterben, so ist's, er muß sterben.“

Und damit begann er tastend und stolpernd den Ausgang des Saales zu suchen.

Bolivar aber eilte zu Laurenzia.

Die Tochter San Sols hatte noch keine Kenntnis von den Begebenheiten; furchtsam kam sie Bolivar entgegen, da sie nicht wußte, ob er ihr Tod oder Leben bringe.

„Ist Bolivar mein Gatte?“ fragte sie den Ankommenden ängstlich.

„Ja, er ist Dein Gatte,“ antwortete er stolz. Ich habe aufgehört Diktator zu sein — und das Volk erwählte mich zum — Könige.“



Gleich der von der Sense des Schnitters getroffenen Kornähre sank Donna Laurenzia bei diesen Worten zu Bolivars Füßen nieder.

IV. Der Geliebte und die Patriotin.

Am Abend desselben Tages kam Parz eilig zu Bolivar.

„Bolivar hüte Dich, man zettelt eine Verschwörung an gegen Dich. Soeben haben sich alle im Palaste San Sol versammelt. Erlaube mir, mit einer Schar meiner Leute hinzueilen und sie gefangen zu nehmen."

„Tue das nicht! Im Palaste derer di San Sol kann mir nichts geschehen, denn dort ist noch Laurenzia."

„Aber auch viele Deiner Feinde."

„Aber noch mehr gute Freunde."

„Und ich sage Dir, daß ein toter Feind mehr wert ist, als drei lebende gute Freunde."



„Ich fürchte nichts. Ich habe eine Bürgschaft vom Schicksale. Der es für gut befunden, mich über so viele zu stellen, hat mich bereits vor größeren Gefahren beschützt. Erinnere Dich an unser Lager bei Neu-Granada, als die Spanier des Nachts acht Meuchelmörder gegen mich aussandten, und ich und vier meiner Anführer schliefen unter freiem Himmel in unseren Hängematten. Fünf Schritte von uns schossen die Elenden; meine vier Gefährten waren sofort tot, mich traf keine einzige Kugel. Mich beschützt eine überirdische Hand, und wenn sie mich nicht mehr beschützt, mag ich dann untergehen."

... Hinter verschlossenen Türen saßen im Palaste San Sol die beleidigten Patrioten, welche Bolivar aus dem Beratungssaale vertrieben hatte.

Niemand erhob die Stimme zu seiner Verteidigung; höchstens berieten sich die Schwachherzigen mit den Entschlossenen darüber, was

angezeigter wäre, den Usurpator zu ermorden oder ihn ins Gefängnis zu werfen?

Inmitten der Beratungen öffnete sich eine verborgene Tür, und zu aller Erstaunen trat Donna Laurenzia in den Saal.

Die Verschwörer fuhren empor; mehrere faßten an ihre Dolchgriffe, da sie Verrat fürchteten: dies ist ja Bolivars Braut, das liebende Weib, welches den Gatten zu verteidigen und seine Feinde zu entwaffnen gekommen.

Mit schmerzlichem Gesichtsausdruck blieb Donna Laurenzia in der Mitte des Saales stehen.

„Erschreckt nicht, Patrioten! Die Jungfrau, die vor Euch steht, führt noch den Namen Laurenzia di San Sol. Die Jungfrau, die Euch hier aufgesucht, ist dieselbe, die vor einem Jahre als Bolivars Bürge angesichts des Vaterlandes den Schwur leistete, daß Bolivar niemals der Tyrann seiner Nation werden würde. Ich kam nun hierher, um entweder meinen Schwur ein-



zulösen oder als Bürge für Bolivar zu büßen. Höret mich an!“

Schmerzlichen Gesichtes wandte sich Don Gideon ab von ihr.

„O sprich nicht, Laurenzia. Du hast mir schon genug Wunden geschlagen, füge denselben keine weiteren mehr hinzu. Du wirst Bolivar verteidigen, denn Du liebst ihn, und wenn Du sogar gegen ihn sprächest — Deine Stimme würde den nimmer empfundenen Sinn Deiner Worte Lügen strafen. Du kamst bloß, um uns neuen Schmerz zu bereiten, und wirst uns verraten, da Du den Tyrannen liebst.“

„Du hast nicht gut gesprochen, Don Gideon,“ entgegnete die Dame stolz. „Ich liebe Bolivar, den Mann, den Helden, doch hasse ich Bolivar den Tyrannen. Das Herz des liebenden Weibes bricht für den Gatten, die Patriotin verurteilt den Usurpator. Es ist kein Widerspruch, was ich hier sage. Das treue Weib rafft alle Kraft

zusammen, die ihm Verstand und Herzenswärme verleihen, um mit Liebe, überredenden Worten, süßem Flehen den Geliebten von dem Wege zu entfernen, auf welchem zu wandeln eine Schmach für ihn ist; gelingt dies aber nicht, so steht die Patriotin an seiner Seite, die nicht fleht sondern handelt, und diese Tat wird ihn sicherlich aufhalten."

Lautlos lauschten die Anwesenden.

„Sie ist meine Tochter . . .," flüsterte der alte Esteban.

„Vernehmet meine Worte. Ich spreche aufrichtig zu Euch, wie zu meinen Brüdern. Ich lege mein Geheimnis in Eure Hände, ohne das Eurige zu fordern. Einem Feinde ist es unmöglich, in die Nähe Bolivars zu gelangen, denn Parz und dessen treue Freunde, die ihn alle aufopfernd lieben, wachen derart über ihn, daß sie ohne sein Vorwissen selbst seine Speise kosten. Auch kann er keinen Schritt gehen, ohne daß

ihm seine Anhänger unbemerkt folgen, bald als Bauern, bald als Diener verkleidet, die jeden Verdächtigen, der sich ihm nähert, gleichsam mit den Augen durchbohren, und bevor sich eine böswillige Hand gegen ihn erheben könnte, stünden zehn Verteidiger neben ihm. Erfolglose Attentate würden ihn erst zu einem Despoten machen, zu einem Despoten, der auf den bloßen Verdacht hin töten ließe. Parz weiß es sicherlich sehr gut, daß Ihr jetzt Rat haltet, und Eure Köpfe sind gezählt."

Bei diesen Worten begannen sich mehrere sehr unbehaglich zu fühlen.

„Für morgen ist meine Hochzeitsfeier mit Bolivar festgesetzt," fuhr Laurenzia fort.

„Diesen Tag wird er nicht erleben," rief Don Gideon erbittert dazwischen.

„Ruhig, Gideon. Er wird ihn erleben und, wenn Gott es will, wird er auch glücklich sein. Alles ist schon bereit für die Hochzeitsfeier, die



in der Kirche der heiligen Annunziata mit aller Pracht vollzogen werden wird. Am Abend wird die Stadt illuminiert sein, und Fackelzüge werden dieselbe durchziehen. Als Bolivars Gattin werde ich in Bolivars Haus einkehren; und wenn es wahr ist, was man von meinen Augen sagt, daß sie sprechen können, wenn es wahr ist, daß meine Worte bekehrende Kraft besitzen, wenn die Liebe eines Herzens etwas wert ist, welches ich einem Manne bedingungslos hingab, wenn mich Bolivar liebt — so werde ich ihn bewegen, die Krone von sich zu werfen und sich vor der Nation zu beugen. Ihr aber verzeihet ihm seiner Heldentaten und seiner Verdienste ums Vaterland halber, was sein Stolz gegen Euch verschuldet."

„Ja, ja, wir verzeihen ihm," sprachen mehrere gerührt.

Traurig fuhr Donna Laurenzia fort:

„Wenn es aber nicht gelingen sollte, was



ich in meinem Herzen erhoffe, so hat mich Bolivar niemals geliebt, ich liebe ihn, — verurteile ihn, — und beweine ihn . . . Dann stirbt er! Wenn er am Hochzeitsabend meine Bitte verweigert, dann öffne ich, sobald sich die Freunde nach dem Hochzeitsmahle entfernten und wir allein bleiben, die schmale Türe, die in die Hauskapelle führt. Wenn ein Mann unter Euch ist, dessen Hand nicht zittert, so möge er dahin kommen und seine Waffe mit sich bringen. Bolivar begibt sich keinen Abend zur Ruhe, ohne vor dem Muttergottesbilde in seiner Hauskapelle das Gebet verrichtet zu haben. Auch morgen Abend wird er dahin kommen. Lasset ihn sein Gebet vollenden, lasset ihn sich von dem Betschemel erheben und das Kreuz über sich schlagen, wenn er sich sodann erhoben hat, so vollende ein Schuß das Werk."

Jedermann erbleichte, jedermann fühlte, daß seine Hand zitterte.

„Nun, wer wird jener Mann unter Euch sein, dessen Hand bei diesem Werke nicht zittert?"

„Ich werde es sein," sprach Don Gideon mit dumpfer Stimme, und seine Hand zitterte wirklich nicht, als er sie Laurenzia entgegenstreckte.

Diese lächelte ihn traurig an.

„Du wirst es sein, Gideon? Nun, das ist gut."

„Wenn Du Verrat üben willst, so möge ich es sein, den Du verrätst."

„Ich werde Dich niemandem verraten."

„Ich kümmere mich nicht darum. Mein Herz hast Du Bolivar bereits aufgeopfert, und dies schmerzte sehr; nun opfere ihm noch meinen Kopf auf, das wird nicht mehr schmerzen."

„Ich erhoffe noch Besseres," sprach Laurenzia und wandte ihr bleiches Antlitz ab.

„Was ich erhoffe, ist auch sehr gut," sprach der verachtete Liebhaber bitter.

„Also morgen abend," flüsterte Laurenzia.



„Ich werde dort sein.“

„Bis dahin keine Bewegung, kein Attentat, denn bis dahin wird Bolivar durch mich beschützt.“

Das Mädchen eilte durch die verborgene Türe hinaus, und schaudernd verließen die Verschwörer den Palast San Sol, verhüllten ihre Gesichter mit ihren Mänteln, und wenn sie einem Anhänger Bolivars begegneten, murmelten sie zwischen den Zähnen: „ah, des dicado!“

V. Wer stirbt?

Abends um acht Uhr führte Bolivar in der glänzend erleuchteten Kirche Laurenzia di San Sol zum Traualtar.

Bolivar trug bei dieser Gelegenheit die Krone, welche seine Getreuen für ihn angefertigt hatten.



In hellem Triumphgefühl strahlende Gesichter umstanden ihn dort, wo das Licht der Wachskerzen leuchtete; nur entfernter, wohin der Lichtschein nicht zu dringen vermochte, dräuten hinter den Säulen finstere Nacht und finstere Mienen.

Doch ja! ein bleiches Gesicht befand sich auch inmitten des größten Glanzes, — jenes der Donna Laurenzia.

Man sagte: sie sei Braut, deshalb sei sie so bleich!

Freudengeschrei geleitete Bolivar und seine Gattin bis zum Palaste; die Fenster waren mit farbigen Lampen und versinnbildlichenden Transparenten geschmückt. Das fröhliche Hochzeitsgefolge erfüllte den geräumigen Palast, draußen jauchzte das Volk.

Nach Mitternacht verließ Bolivar mit seiner jungen Gattin die Schar der Gäste und zog sich in seine einsamen Gemächer zurück.

Als sie endlich allein waren, wollte er sein

Weib an sich ziehen; Laurenzia aber wandte ihr jungfräuliches Gesicht von ihm ab und wehrte dem Kusse des Gatten.

„Bolivar, ich fürchte mich vor Dir; ich glaube ich bin die Sklavin eines Sultan, wenn ich diese Krone auf Deinem Haupte sehe; wirf sie von Dir, damit ich Dich erkenne."

„Läßt mich Dir diese Krone fremd erscheinen?"

„Wie wenn jeder Zug Deines Gesichts eine Larve trüge. Ich zittere vor Dir."

„Vor einigen Stunden hast Du geschworen, daß Du mich liebst, obschon die Krone auch da auf meinem Kopfe saß."

„Ach, ich weiß nicht mehr, welchen Wert ein Schwur hat. Vor einem Jahre schwor ich ja, daß Bolivar die Macht nicht erstrebt, daß er sich niemals über sein Volk erheben wird. Und ich habe falsch geschworen."

„Laurenzia", sprach Bolivar ernst, „wenn Du in meinem Vaterlande einen Mann kennst,



der besser und gerechter ist, als ich es bin, übergebe ich ihm diese Krone und verneige mich vor ihm."

Hierauf vermochte Laurenzia nichts zu antworten.

„Deshalb aber breche ich sie nicht in Stücke, nur damit sich kleinliche elende Seelen über die goldenen Scherben streiten: falsche Freiheitshelden, die das Maul nur darum mit hochtrabenden Phrasen vollnehmen, weil sie selbst nicht herrschen können; in jenen kleinen Kreisen aber, in denen sie bewundert werden, sind sie ärgere Tyrannen, als jener, gegen den sie nach Freiheit brüllen. Ich weiß sehr gut, was sie wollen! Es ist nicht der Instinkt der Tugenden eines Brutus, der sie plagt, sondern die code Bolivienne, welche ihre sinnlosen Privilegien vernichtete und das Volk allerorten gleich machte. Dies wurmt sie, das ist es aber, was dieses zerfallende Land neu gestaltet. — Weshalb aber sprechen wir hiervon?



Wir träufeln Gift in den süßesten Becher, den der Himmel dem Sterblichen nur einmal gewährt. Sprich mir heute nicht von Staatsgeschäften, meine Laurenzia. Es ist das eine kalte Schlange zwischen zwei warmen Herzen; mein Herz ist jetzt Wachs, geschmolzen durch Deine Liebe, doch harter Stein, wenn Du von diesen Dingen redest. Wenn wir von unserer Liebe sprechen, wandle ich mit Dir durch einen glückseligen blumigen Hain, doch wenn Du mich an meine Sorgen erinnerst, so stehe ich zwischen lauter scharfen Bajonetten. Komm, begeben wir uns in den Blumenhain."

„Bolivar, nur noch ein Wort," flehte sie.

„Morgen."

„Bolivar, Du könntest die erste Bitte Deiner Braut verweigern?"

„Sie könnte etwas verlangen, was ich verweigern müßte. Zum Beispiel, daß ich ihre Lippen sehen und sie nicht küssen soll."



„O, nicht dies, nicht dies. Ich liebe Dich so innig. Noch wurde kein Mann durch die Liebe eines Weibes so beglückt, wie Du es durch die meinige werden sollst. Du wirst keinen Traum, keinen Gedanken haben, den ich nicht erfüllen werde. Ich werde Deine gehorsame Sklavin sein, die nur leben wird, um Dir Freude zu bereiten; ich werde Dich anbeten wie meinen Schutzheiligen, und meinen Gott Deinethalben beleidigen, indem Du mir teurer sein wirst, als das Heil meiner Seele . . . wirf jene Krone von Dir!“

Zärtlich richtete Bolivar die zu seinen Füßen niedergesunkene Frauengestalt empor, und sie an seinen Busen drückend, sprach er:

„Wenn ich bis jetzt die Krone nicht angenommen hätte, würde ich sie nun annehmen, um sie mit Dir zu teilen.“

Erbleichend entzog sich Laurenzia seinen Armen:

„Dies ist Dein letztes Wort auf meine erste Bitte?“



„Unwiderruflich.“

Zitternd klammerte sich Laurenzia an einen hohen Armstuhl.

„Gut, so begib Dich in Dein Schlafgemach. — Nach einer halben Stunde kannst Du mich aufsuchen. So lange bete ich zu meinem Gotte, er möge mir verzeihen, daß ich Dich so sehr liebe.“

Bolivar küßte die Hand Laurenzias und ließ sie ruhig allein. Er wußte, wen dieses Weib einmal liebe, den müsse es in alle Ewigkeit fortlieben. . . .

. . . Schwankenden Schrittes begab sich Donna Laurenzia in die Kapelle hinüber, die Balkontüre öffnete sich auf den weiten Park, wo alles finster und still war.

Die Donna gab ein leises Zeichen.

Das Zeichen beantwortete ein zweites.

Laurenzia ließ die Strickleiter hinab.

Unten wartete ein Mann.



„Bist Du da, Gideon?“ fragte sie den Emporkletternden.

„Seit vier Stunden.“

„Hast Du Deine Waffe bei Dir?“

„Ja,“ sprach Gideon und wies auf den unter seinem Mantel hervorragenden Gewehrschaft.

„Ist es gut geladen? kann es nicht losgehen?“

„Fürchte nichts; zu wem dies spricht, von dem erwarte keine Antwort mehr! Bolivar hat also nicht nachgegeben?“

„Nein!“

„Gott sei Dank! So wünschte ich es mir.“

„Ich liebe ihn auch jetzt noch.“

„Du tatest recht daran, mir dies zu sagen. Sein Tod ist mir um so gewisser.“

„Und dennoch übergebe ich ihn Dir.“

„Ich danke Dir, Laurenzia. Du bist eine große Seele. Verzeihe mir, wenn ich Dich jemals beleidigte.“

„Ich verzeihe Dir,“ sprach die Donna. Sie

reichte Gideon die Rechte, welche dieser an die Lippen zog, wobei eine Träne auf die kleine weiße Hand fiel.

„Und nun gib acht", sagte Laurenzia, „Bolivar wird durch diese Türe hereinkommen; eine lange schwarze Kutte verhüllt sein Gesicht und seine Gestalt. Zum Gebet kleidet er sich stets so an, denn er ist ein sehr gottesfürchtiger Mann. Störe ihn nicht während seines Gebetes. Ich bitte Dich bei allen Heiligen, lasse ihn sein Gebet vollenden und schieße erst auf ihn, wenn er das Amen ausspricht und, sich vom Betschemel erhebend, das Zeichen des Kreuzes macht."

„Deine Worte sollen befolgt werden, Laurenzia."

„Ziele gut. Verursache ihm keine Qualen. Wenn Du auf das Kreuz seines Talars zielst, triffst Du gerade sein Herz. Ich bitte Dich, vergiß meine Weisungen nicht."

Gideon versprach, alles wohl zu beachten,



und zog sich auf den Balkon zurück. Laurenzia verließ gleichfalls die Kapelle.

Nach wenigen Minuten öffnete sich die gegenüberliegende Türe, und eine in eine lange Kutte gehüllte Gestalt trat ein; eine einzelne, von der Decke herabhängende Lampe verbreitete ein unbestimmtes Licht in dem dunkel gehaltenen Raume, das kaum einige Umrisse erkennen ließ.

Die Gestalt kniete vor den kleinen Altar hin, mit dem Rücken gegen die Balkontüre, und sich auf das Gesicht niederwerfend, begann sie eifrig zu beten.

Die Gestalt aber war nicht Bolivar, sondern Laurenzia.

Die Büchse an die Wange gedrückt, wartete Don Gideon, bis sie ihr Gebet beendet hätte.

Die Dame ließ ihn nicht lange warten. — Sie schloß ihr Gebet und erhob sich; nun schlug sie das Zeichen des Kreuzes: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“

In demselben Augenblick erdröhnte der Schuß; er hatte gut getroffen, genau in die Mitte des Kreuzes. Die Dame brach zusammen.

Don Gideon sprang von dem Balkon hinab und entfloh.

Auf den Schuß stürzte Bolivar in die Kapelle und — fand dort seine schöne Braut sterbend.

„Bolivar,“ sprach sie und stützte sich auf ihren Arm, um dem Gesichte des Geliebten näher zu sein, „dieser Schuß galt Dir, ich habe ihn aufgefangen. Nimm dies als eine Lehre für Deine zukünftigen Tage. Für mich ist es gut, daß ich sterbe, denn jene, die Dich töten wollen, haben recht; und ich, die ich Dich liebe, habe unrecht. Begrabe mich und verwende die unendliche Liebe, die ich Dir hinterlasse, auf Dein Vaterland.“

Damit sank sie tot zurück.

Draußen auf den Straßen, unter den Fenstern tönten bei Fackelschein Pfeifen und Trompeten, sang und tanzte man beglückende Hoch-



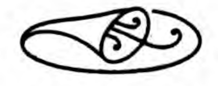
zeitsgesänge und brüllte die Volksmenge: „Hoch lebe Bolivar, der König!“

Der aber nahm seine Krone ab, schleuderte sie weit von sich und brach vernichtet an der Leiche der Geliebten zusammen.

* * *

Bolivar legte den Herrscherstab nieder, zog die Code Bolivienne zurück und verließ sein Vaterland, das ihn undankbar vertrieb, wie kleinliche Menschen überall die großen Seelen.

Seitdem streiten sich die zerfallenen südamerikanischen Staaten um die Stücke des von Bolivar weggeschleuderten Herrscherstabes und vergießen in ewigen Bürgerkriegen ihr Blut, ohne daß jemand wüßte: weshalb.





Inhalt.



Baudissin, Eva Gräfin von, Treibende Wracks.

— Roman. 2. Auflage . M. 3,—

— **Eine glückliche Hand.** Roman „ 4,—

— **Im Laufgraben.** Roman. 2. Aufl. „ 3,—

Bazin, René, Der Führer des Kaisers.

Erzählung. 2. Auflage „ 2,—

Bendler, Ludwig, Moderne Sklavinnen.

Ein Theaterroman. 4. Auflage „ 4,—

— **Die achte Todsünde.** Roman aus dem Künstlerleben. 4. Auflage „ 4,—

Daudet, Alphonse, Die Evangelistin.

Pariser Roman. 3. Auflage „ 3,—

— **Sappho.** Pariser Sittenbild. 19. Aufl. „ 3,—

Epstein, Gertrud, Im Kampf um Gott.

Drei Erzählungen „ 3,—

Falke, Baronesse, Erbsünde.

Roman. 3. Auflage „ 4,—

Falke, Baronesse, Das große Talent. Die Geschichte einer bunten Familie M. 2,—

Hoest, Bernhard, Es ging ein Säemann. Roman. 7. Auflage „ 4,—

— **Väter und Söhne.** Roman. 5. Auflage „ 4,—

— **Befreite Seelen.** Novellen. 2. Auflage „ 2,—

Mauthner, Fritz, Kraft. Roman. 3. Auflage „ 3,50

— **Xanthippe.** Satirischer Roman. 6. Auflage „ 3,—

Palten, Robert, Der Schusterfranzl. Aus dem reichen Leben eines armen Teufels. 2. Auflage „ 3,50

Scapinelli, Carl Conte, Heimatgift. Roman. 2. Auflage „ 4,—

— **Ballast.** Roman. 2. Auflage „ 4,—

Scherek, Jakob, Und ich suche die Schönheit. Roman. 2. Auflage „ 3,—

Buchdruckerei Bruno Thieme, Meißen, Martinstr. 4.



Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig

Bernhard v. Burgdorff, Wir alten Familien
Roman. Dritte Auflage
Geheftet 4 Mark, in Leinenband 5 Mark

Ada Christen, Jungfer Mutter
Eine Wiener Vorstadtgeschichte
Geheftet 3,50 Mark, in Leinenband 4,50 Mark

Ludwig Klausner, Moderne Propheten
Roman. Zwei Bände
Geheftet 6 Mark, in Leinenband 8 Mark

Ossip Schubin, Ehre
Roman. Zehnte Auflage
Geheftet 4 Mark, in Leinenband 5 Mark

Paul Thiem, Der Prinz und sein Onkel
Eine Reise mit Abenteuern. Vierte Auflage
Geheftet 4 Mark, in Leinenband 5 Mark

Adolf Winds, Schminke
Theaterroman. Dritte Auflage
Geheftet 4 Mark, in Leinenband 5 Mark

Buchdruckerei Bruno Thieme, Meißen, Martinstr. 4.



